~~P. X 48~~
Paris
Top. o. 198/2

Erinnerungen aus Paris
im Jahre 1804.

Zweytes Bändchen.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Das Thal von Montmorency und die Abtei St. Denis.

„Wollen Sie sehen, wo Rousseau gewohnt hat?" fragte mich eines Tages Madame Recamier. — Ob ich das sehen will? ist das auch eine Frage? — „Nun so finden Sie sich morgen früh bei mir ein, ich will Sie hinführen." — Früh ist es eigentlich bei einer Pariser Dame noch um 1 Uhr Nachmittags, wo sie aufzustehen pflegt; doch die Grazien hatten sich dieesmal früher bey der Toilette eingefunden, und wir saßen um 11 Uhr schon im Wagen. An der Barriere vertauschten wir die städtische Equipage mit einer ländlichen, den verschlossenen Wagen mit einem offenen, die beiden stolztrabenden Kutschpferde mit einem raschen Postzuge. Obgleich in den letzten Tagen des Novembers, gab es doch freundliche Sonnenblicke, eine frische erquickende Luft, welche die Wangen meiner schönen Begleiterinn schminkte, und sie zwang, den indischen Shawl fester um die, wie gewöhnlich, leichte Bekleidung zu schlingen. Rasch flogen wir die Straße entlang, nach einiger Zeit kamen wir in ein Städtchen, es war St. Denis. — „Haben sie die Ruinen der Abtei schon gesehen? die Gräber unserer vormaligen Könige?" — Nein. — „So lassen Sie uns einen Augenblick aussteigen. Auch ich bin so oft hier durchgefahren, und habe meine Neugier noch nie befriedigt." —

Wir nahmen den Weg zur Abtei. Ha! welch' ein imposanter Anblick! Diese tausendjährigen Mauern, von

keinem Dache mehr geschützt, die dem Himmel zu sagen schienen: Wir bedürfen keiner Decke, um deinen Wettern zu trotzen — diese prächtigen, gleich Spitzen durchbrochenen Wände, die gestern für ein heutiges Fest erbaut schienen — diese gothischen Säulen, die seit zwölf Jahrhunderten die ausgespannten Gewölbe so leicht tragen, wie der Aetna die Wolken — dazwischen an der Außenseite die verstümmelten Zierrathen, die von den Vandalen geköpften Heiligenbilder — und endlich, beim Hineintreten, die öde Größe, die trümmerreiche Wüste, durch welche die nistenden Vögel flattern, und in der die Mehlfässer aufgeschichtet stehen. — Sonderbarer Wechsel der Dinge! Hier, wo sonst nur der Wurm an Königen schmaus'te, wird jetzt den Menschen Brod verwahrt.

Ein alter Schweizer fand sich ein, der schon seit 40 Jahren seinen Dienst hier verwaltet, und die Abtey in ihren letzten herrlichen Tagen gesehen hatte. Er wandelt hier wie ein gespenstischer Anherr in der wüsten Burg, deren Pracht in seines Lebens Jugend ihm unverwüstbar schien. Seine Augen hingen an den kahlen Mauern mit einem bedeutenden Knopfnicken, als sey er da und dort von einem alten Freunde geschieden, dessen Bild jetzt vor ihm schwebe. Es waren die verschiedenen Denkmäler, die da gestanden, und einen lebendigen Abdruck in seiner Seele zurückgelassen hatten. Der Mann war ein vollständiges Regiester alles Dessen, was vormals diese weiten Gewölbe enthielten. Bei jedem Schritte hielt er uns auf: „Hier stand einer Königin Monument" — bey jeder Grube, in die er uns zu fallen warnte, mußten wir verweilen: „Hier ruhte ein König oder Held." — Wir folgten ihm, manche Stufe hinab, in einen Dunkeln unterirdischen Gang. Zu beiden Seiten desselben ragten noch aus

der Mauer die steinernen Postamente hervor, auf welchen einst die Särge standen, und beengten dermaßen den Gang, daß die schöne Lebendige an meinem Arm sich fester an mich drängen mußte, um dem Ruhesitze der Todten auszuweichen.

Hier in dieser Dunkelheit, wo nur ein fernes Licht, gleich einer bessern Zukunft, uns entgegen dämmerte, schien des alten Mannes Stimme aus der Unterwelt herauf zu rufen: „Hier lag Ludwig XIV. und dort Türenne — hier lag Ludwig XIII., dort Bertrand du Guesclin" — und als wir fast durch den schmalen Gang hindurch waren, in dem Hoheit und Ehrgeiz von dreißig Königen Raum gefunden hatten, da blieb er mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte stehen und sprach halb in sich hinein: „Diese Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten!"

Sein und unser düsteres Schweigen ehrte den Platz und füllte einige Minuten, in welchen Jeder mit seiner Wehmuth fertig zu werden suchte. Der Alte unterbrach die Stille, denn ihm lag noch auf dem Herzen uns zu erzählen, daß er dabei gestanden, als man Heinrichs Sarg öffnete; daß der Leichnam unversehrt in wohlbekannter Gestalt da gelegen; daß die entschlossensten umherstehenden Bösewichter, selbst Roberspierre, bei diesem Anblicke unwillkührlich von ehrfurchtsvollem Schauder ergriffen worden; daß Dieser und Jener sich leise genähert, und verstohlen einige Haare aus Heinrichs Bart gezogen, die sie seitdem als kostbare Reliquien in Ringen tragen.

„Aber wo blieben all' diese Leichen?" — Auf Robespierr's Befehl sollten sie, Türenne ausgenommen, sämmtlich verbrannt werden. — „Und sind wirklich verbrannt worden?" — Hier stockte der Alte. Doch da er

in mir wohl den Fremdling erkannte, und meine schöne Begleiterinn so herzlich bewegt sah, faßte er Zutrauen, und bekannte, er habe die Gebeine nicht verbrannt, sondern sie etwa hundert Schritte von der Abtey in stiller Nacht begraben. Wir baten ihn, uns dahin zu führen. Er versprachs.

Wir traten jetzt aus der langen finstern Gruft in eine helle unterirdische Kapelle, wo noch viele Bildsäulen von Heiligen in Lebensgröße standen. Der Schweizer machte uns aufmerksam auf eine Jungfrau Maria, die, durch einen seltsamen Zufall, der unglücklichen Königinn Maria Antoinette so ähnlich sieht, daß Jeder, der diese nur einmal sah, bekennen muß, es gebe kein ähnlicheres Bild von ihr.

Aus dem beraubten Tempel des Todes stiegen wir wieder hinauf in die öden Hallen, an welchen die Zeit zum erstenmal es wagt ihre Sichel zu wetzen. Der Alte schmeichelt sich es noch zu erleben, daß die Abtey wieder hergestellt werde; seine Hoffnung gründet sich auf einige Worte, die Bonaparte einst soll geäußert haben. Da der Bau aber große Summen kosten würde, so ist wenigstens vor der Hand nicht daran zu denken; doch wohl dem guten Greise, daß er noch hienieden an einer Hoffnung hängt! sie ist das letzte Oehl zu seinem Lebenstochte; wer die ihm heute raubt, der findt ihn morgen todt.

Als wir die Abtey verließen, erfüllte er sein Versprechen, und führte uns, etwa hundert Schritt von da, auf einen kleinen Grasplatz, der sich durch Nichts, durch gar Nichts auszeichnete. Hier, auf einem Raume, den meine ausgebreitete Arme umspannten, lagen unter meinen Füßen die Gebeine von mehr als vierzig Königen,

Königinnen, Prinzen und Helden. Was in einer Reihe von Jahrhunderten die Oberwelt bewegt, oft umgekehrt, geplagt, oder beglückt hatte, dem Allem hatte die Unterwelt ein Plätzchen zugestanden, eben groß genug für ein Kind, das seine Puppe herumtummelt. Wen Uebermuth und Ruhmsucht quälen, der fliehe auf diese heilige Stätte! Denn, gleichwie die Furien den Orest am Eingang von Dianens Hayn verließen, so werden diese Leidenschaften ihm bis hieher nicht zu folgen wagen; ja vielleicht werden selbst, wenn er schon vom einfachen Grasplatze hinwegging, die lauernden ihm nicht mehr schaden.

„Sind dann die Gebeine hier all' unter einander gemischt?" fragte ich den Schweizer, „Ach ja!" sagte er, „ich hatte nicht Zeit sie zu sondern, ich machte schnell eine „Grube, und warf sie hinein. Den Einzigen, den Einzi„gen, den ich mir herauszufinden getraue, ist Heinrich „der Vierte, denn ihn habe ich zuerst hinab geworfen, „seine Knochen liegen ganz unten." — Ich vermuthe wohl, daß diese Thatsache Mehreren in Paris bekannt seyn mag; da aber noch manches Jahr, vielleicht noch manches Jahrzehend, verstreichen kann, ehe die Zeit wiederkehrt, wo jeder Franzose laut wünschen darf, die Gebeine des guten Heinrichs einer empörenden Vergessenheit zu entreißen, so will ich, was ich erfuhr, in diese Blätter niederlegen. Und sollte der alte Schweizer, sammt Allen, die etwa den Ort kennen, indessen sterben, so kann der Platz doch, so lange ich lebe, nicht verloren gehn, denn ich vergesse ihn nie! —

Der Alte begleitete uns bis an den Wagen, und man sah ihm an, wie wohl es ihm gethan, sich einmal von Herzen ausreden zu können. Wir saßen lange stumm, und bewegten in der Brust, was wir gesehen, gehört. Es

war

war eine würdige Vorbereitung auf den Anblick von Rousseau's Einsiedeley, die, als wir eine Weile im Thal von Montmorency herumgekreuzt waren, von einem buschigten Hügel uns bescheiden winkte. Als wir uns näherten, sah ich im Geist den botanisirenden Rousseau auf den Anhöhen unter den Bäumen, oder als gutmüthigen Zuschauer neben den Tanzplätzen der Bauern. Das Haus, welches jetzt im Sommer von dem liebenswürdigen alten Gretry bewohnt wird, ist sehr klein, sehr einfach, und wird im Winter nur durch eine alte Frau und ein junges Mädchen, ihre Tochter, bewacht. Wir fanden bloß die letztere zu Haus, die uns mit freundlicher Bereitwilligkeit in Rousseau's Zimmer führte, dessen Tapeten noch die nämlichen sind, wie zu seiner Zeit. Ich setzte mich an denselben Tisch, an dem er horchend niederschrieb, was die Natur ihm diktirte; ich zog die Schublade heraus, und fand dasselbe Dintenfaß, dessen er sich bedient hatte; auf dem Kamin stand auch noch sein Leuchter. Ich schweige von meinen Empfindungen. Wenn die Vergangenheit den Menschen mit einer starken Erinnerung ergreift, so raubt sie ihm auch gleich die Sprache. Für die Gegenwart gab der Himmel uns Töne, für die Vergangenheit nur Seufzer. — Eine Taube flatterte im Zimmer umher, sie war so zahm, so gut — wir öffneten ihr vergebens das Fenster. Gern hätten wir an die Seelenwanderung geglaubt.

Wir stiegen hinab in das Gärtchen, wo Rousseau oft gepflanzt, gegrabe... In einer Nische der Mauer steht seine Büste hinter einer Glasthür, darunter ein artiger Vers, der mir entfallen ist. Um der Fremden willen, die vielleicht nach mir dahin kommen, und wenn sie meinen

Namen

Namen unter Rousseau's Büste gekritzelt finden, mich einer lächerlichen Eitelkeit beschuldigen möchten, erwähne ich, daß nicht mir, sondern der schönen Hand meiner muthwilligen Begleiterinn, diesen Sünde zugerechnet werden muß.

Ein wenig durchfrohren traten wir in die Küche, setzten uns vor den Kamin, und hörten die einfach rührenden Klagen des guten hübschen Mädchens mit an, dem man vor wenig Tagen seinen Bruder von der Seite genommen, und als Soldat zu einer fernen Bestimmung versandt hatte. Nur zwei Söhne besaß die alte Mutter; der ältere war schon längst hinaus, ich glaube an die spanische Gränze, und sie hatte Nichts wieder von ihm gehört. Den jüngern, jetzt den einzigen, hoffte sie zu behalten, weil er ihr Stückchen Feld baute und sie ernährte — aber vergebens! er mußte fort. Von der Gränze der nächsten Provinz schrieb er noch einmal ein klägliches Lebewohl, und nun — meinte die Schwester mit feuchten Augen — nun werden wir wohl auch Nichts mehr von ihm zu hören bekommen.

Schon manchmal hat die Frage sich mir aufgedrängt: wenn Rousseau zu den Zeiten der Revolution und nachher gelebt hätte, was würde er gesagt haben? — Die Einsiedeley im Thal Montmorency hätte ihn nicht vor traurigen Eindrücken geschützt.

Wir flohen bald, wie der Mensch zu thun pflegt, den Anblick eines Kummers, dem wir nicht abhelfen konnten. Auch wurde es spät, wir rollten nach Paris zurück. — Eine heitere Wehmuth bezeichnete den Rest dieses schönen Tages.

Das Kabinet der Antiken.

Die Zeit, deren Arme sich ins Unendliche dehnen, um Alles zu umspannen, und, über das Meer der Vergessenheit hoch hinrauschend, Alles hinabzuwerfen, läßt selten hie und da am Ufer dieses Meeres ein Stäubchen aus dem Arme schlüpfen, das der Mensch gierig auffängt und heilig bewahrt, als Erinnerung an Das, was in den Wellen begraben liegt. Das Beste und Schönste, was von entwichenen Jahrtausenden uns übrig blieb, bewahrt das herrliche, mit der Nationalbibliothek verbundene Kabinet der Antiken zu Paris. Noch ist leider kein Verzeichniß davon zu haben, aber der wackere zuvorkommende Inspektor des Kabinets, der berühmte Millin, ersetzt diesen Mangel dem Fremden vollkommen, und bei seiner unermüdeten Höflichkeit und Regsamkeit wird man nie gewahr, daß er selbst seine Zeit zum kostbarsten Opfer bringt. — Vormals standen die gelehrten Antiquare in dem Rufe der Pedanterie, sie mogten, außer ihrem Fache, von Nichts wissen und mit Nichts zu thun haben, am wenigsten paßten sie in muntere Gesellschaften; die Dichter hingegen schwatzten über Alles, lachten gern, und waren die Seele froher Geselligkeit. Heut zu Tage hat sich, wie Alles, auch dieß geändert. Drei der gelehrtesten Antiquare, die ich persönlich zu kennen so glücklich bin, Millin, Böttiger und Köhler, sind zugleich die humansten Männer, die nicht allein keine Gesellschaft verderben, sondern wohl im Stande sind, eine verdorbene

Gesell=

Gesellschaft, wie verschiedene Weinhändler ihren umgeschlagenen Wein, zu verbessern. Hingegen kenne ich große Dichter, die ihre zahl- und maaßlosen Ansprüche in Gesellschaften mit einer so steifen Derbheit zur Schau stellen, daß jede zarte Freude davon flattert. Millin ist ein sehr lebhafter, geistreicher Mann, mit blitzenden Augen. Sein Thé litéraire, zu dem an jedem Mittwoche sich so manche ausgezeichnete, einheimische und fremde Gelehrte versammeln, ist schon oft beschrieben worden. Die Wände des Gesellschaftssaals sind durch die seltensten Werke kostbar tapezirt, und in der Mitte desselben steht eine große Tafel, auf welcher man beständig das Neueste und Beste aus Literatur und Kunst, aus allen Sprachen, zur Schau ausgelegt findet. Man steht, sitzt, liest, blättert, schwatzt in großen oder kleinen Gruppen, oder unter vier Augen, wenns beliebt, ißt und trinkt dabei, wenn man hungert oder durstet; kurz, man erfreut sich des vielfachsten Genusses, mit größter Ungezwungenheit verbunden.

Dem biedern Millin verdanke ich es, daß ich das Kabinet der Antiken mehr als einmal, theils allein, theils durch seinen Unterricht mir fruchtbar gemacht, gesehen habe. Als Kenner davon zu sprechen, ziemt mir nicht; aber der Leser wird es wohl gerne hören, wenn ich ihm historisch aufzähle, was sich etwa in mein Gedächtniß grub, und das fromme Staunen, mit welchem ich diese Ueberreste des hohen Alterthums betrachtet habe, wird vielleicht sich Manchem mittheilen. An egyptischen Seltenheiten ist das Kabinet besonders reichhaltig. Ich schweige von der Menge der Götzenbilder, unter welchen die Isis mit ihrem Sohn Horus auf den Knieen, offenbar unsrer heiligen Jungfrau zum Vorbild gedient zu

haben

haben scheint. Die berühmte, wohlerhaltene Isistafel, auf welcher die Figuren mit Silber eingelegt sind, ist schon längst ein Gegenstand gelehrter Nachforschungen gewesen. Ein egyptisches Buch hat Bonaparte geschenkt; Schade, daß noch Niemand es zu lesen versteht. Mehrere Schriften auf Papyrus sind von Mumien abgelös't und sorgfältig aufgeklebt worden. Die auch noch vorhandenen Mumien sehen ziemlich zerlumpt aus, weil Cüvier sie anatomirt hat, um die Spezereien zu erforschen, mit welchen sie einbalsamirt worden. Allerlei Schmuck und kleines Hausgeräth der Egypter versetzt die Phantasie plötzlich in ihre Wohnungen, in ihr häusliches Leben. Da sind Löffel, Gabeln, Rechentafeln, Würfel u. dergl. Ein paar Mumien des Vogels Ibis, der bekanntlich von den Egyptern göttlich verehrt wurde, weil er ihre Gefilde von dem schädlichen Gewürm befreiete. Ein Altar, (eins der seltensten Stücke) mit Hieroglyphen beschrieben.

Der berühmte Sardonix *), Kaiser Augustus Apotheose darstellend, ist bekanntlich der größte geschnittene Stein in der Welt. Germanicus steht vor dem Tiber, und in den Wolken schwebt die Familie, lauter Portraits. Glücklicher Weise haben die frommen Christen in dieser Vorstellung den Joseph zu erkennen geglaubt, wie er den Traum auslegt, und so ist dieses Kunstwerk dem heiligen Zerstörungseifer entgangen. Dasselbe Glück hat eine allerliebste Büste von gleicher Materie gehabt, Valentinian vorstellend. Der ehrliche Heide ist lange bei christlichen Prozessionen als Heiliger herumgetragen worden. Ein kostbarer Kelch, gleichfalls ein Sardonix, mag den frommen Kommunikanten wohl oft Heil

und

*) Ist seitdem gestohlen worden.

und Trost auf die Lippen geträufelt haben, ist aber doch wohl vormals bei den Mysterien des Bacchus gebraucht worden, wie die eingeschnittenen Figuren zur Genüge offenbaren.

In demselben Schranke liegt die alte Krone der longobardischen Könige, auch die kleinere der Königinnen. Es sind nur Reife. Auf der ersten ist Agilulphus Name eingegraben. — Das Ceremonien-Schwert des Großmeisters von Maltha, wird durch die Erinnerung merkwürdig, wie es hieher gekommen. — Auf einer großen silbernen Schaale sind Scenen aus der griechischen Geschichte, zwar sehr künstlich, aber mit gewaltigen Zeitverdrehungen dargestellt. Interessanter noch war daran ein teutsches Turnier, an welchem das Costum sehr treu ausgedrückt worden. — Einen halben Schritt weiter findet man eine Menge kostbarer Dinge aufbewahrt, die aus dem Grabe des Königs Clovis, Childerichs Vater, genommen worden. Der ehemalige Gebrauch mehrerer derselben läßt sich bloß vermuthen, nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein sehr altes Schwert und der königliche Siegelring befinden sich darunter. — Gleich daneben liegt eine goldene Kapsel in Form eines Herzens, in welcher vormals das Herz der Anna von Bretagne verschlossen war. Eine Inschrift sagt, daß es das beste Herz von der Welt gewesen. — Ach! die besten Herzen, die hienieden liebevoll geschlagen haben, bekommen selten goldne Kapseln.

An antiken geschnittenen Steinen ist die Sammlung hier so reich, wie wohl sonst nirgend, und was man hier, als zur zweyten oder dritten Klasse gehörig, nur flüchtig übersieht, das würde an andern Orten für Schätze erster Ordnung gelten. Millin hat in seinen monumens antiques

tiques die vorzüglichsten und seltensten Steine beschrieben; auf dieß treffliche Werk verweise ich den lernbegierigen Leser. Michel Angelo's Siegelring aber hat, außer der Kunst, auch noch ein menschliches Interesse. Dasselbe gilt von mehreren Porträts bekannter Personen, derer Aehnlichkeit gerühmt wird. Die Königinn Elisabeth ist mir durch ihre Häßlichkeit, und Maria Stuart durch ihre Schönheit aufgefallen. — Daß übrigens im Steinschneiden die Neuern sich wohl noch dann und wann mit den Alten messen dürfen, hat der Tyroler Pichler bewiesen, von welchem man hier einen Stein bewundert, mit dem er den größten Kenner, Winkelmann selbst, so vollkommen angeführt, daß dieser eine eigene Abhandlung darüber geschrieben, und den Stein in Kupfer hat stechen lassen.

Die römischen Alterthümer, groß und klein, sind unzählig. Altäre und Grabsteine, Lampen aller Art, Urnen, Thränen-Vasen, Pferdgeschirre, Schlüssel, Schnallen, Glocken, Fingerhüte — ein Rad, vermuthlich von einem Staatswagen, — die ersten Münzen der Römer, auffallend durch Größe und Plumpheit. Daneben die seltensten greichischen Münzen. — Auf der Erde stehen vier große steinerne Tafeln, über und über mit sehr kleinen griechischen Schriften bedeckt. Sie enthalten das noch vollständige Testament einer Griechinn, die ihr Vermögen zu einer Sammlung von Kunstsachen vermacht. Daß sie zugleich eine gute gefällige Gattinn gewesen, beweist die Ursache, welche sie von diesem Vermächtnisse anführt, ihr Mann habe es nämlich gewünscht. — Viele, in Herculanum ausgegrabene Alterthümer werden jeden Beschauer interessiren. Es befinden sich unter andern ein paar plumpe goldene Armbänder

bänder darunter, welche man einem Skelett abgenommen, die aber doch bei weitem nicht so schwer sind, als sie aussehen. Ferner Dames-Ohrringe, die mir sehr unbequem geschienen.

Seltsam aufgefallen ist mir eine Tafel, auf welcher die Megarenser, auf Befehl des Orakels von Delphos, einem gewissen Orippos ein Ehrendenkmaal errichtet, weil er den Preis des Laufens in den olympischen Spielen zum erstenmal ganz nackend errungen. Vorher pflegte man immer Etwas um die Lenden zu behalten, das wenigstens die Stelle eines Feigenblattes ersetzen konnte. Doch je nackender der Preisbewerber war, je leichter mußte ihm wohl das Laufen werden; das Orakal hat also wahrscheinlich nicht die größere Geschicklichkeit des Orippos, sondern vielleicht seine Verachtung der Vorurtheile belohnen wollen.

Neben einem merkwürdigen Stein mit phönizischer Schrift steht eine sehr alte, und ausdrucksvolle Büste eines methodischen Arztes, medicus asiaticus genannt, von dem die Inschrift rühmt, er habe viel Gutes und viel Böses in seinem Leben erfahren, und sey Oberhaupt der methodischen Sekte gewesen.

Aeußerst interessant ist ein schöner Stein, größer als ein Kopf, mit Figuren und persepolitanischer Keilschrift, die, wo ich nicht irre, der gelehrte Lichtenstein in Helmstädt bereits zu erklären versucht hat. Es soll ein Klagelied seyn; ich begreife aber nicht, wozu der Stein gedient haben kann? Znm Aufrechtstehen ist er nicht gerichtet, denn er läuft oben und unten schmal zu; man sieht auch nicht, daß er irgend worin oder worauf befestigt gewesen. Zum Liegen ist er auch nicht eingerichtet, denn dann würde die Schrift auf einer

Seite

Seite verdeckt werden. Ich verweise den Leser auf eine Abhandlung im teutschen Merkur.

Ich will Manches und Mannichfaltiges noch kurz zusammen fassen, um nicht lange bei Gegenständen zu verweilen, die gesehen und derer Werth empfunden werden muß.

Mehrere Kleinigkeiten aus Persepolis — eine kostbare, aber geschmacklose Schüssel eines persischen Fürsten, — Mumiensärge, — eine große Badewanne von Porphyr. — Eine große, zu Rheims gefundene und mit Goldstücken angefüllte goldene Schüssel, die vermuthlich in einem Tempel diente. Man erblickt darauf den Wettstreit im Saufen zwischen Herkules und Bacchus, der erstere ist offenbar schon benebelt; auf dem Rande der Schüssel ist des Bacchus Triumphzug dargestellt, und Herkules wird betrunken nach Hause geschleppt. — Ein Aschenkrug von Porphyr, in welchem die goldene Bulle eines jungen römischen Patriciers gefunden wurde. — Allerlei christliche Alterthümer, Bischofsstäbe u. dgl., die durch den bereits gehabten Genuß etwas unschmackhaft werden. — Die französische Königskrone. — Aufgestellte Rüstungen von Heinrich IV., Sülly und Mehreren.— Chineser in ihren Trachten. Ein chinesisches Haus, in dem ein Holländer einen Besuch abstattet. Die ganze kaiserl. chinesische Familie, wovon eine Prinzessinn Tochter mit dem Kopfe wackelt. Ein chinesisches Gebäude von Elfenbein, so fein gearbeitet, daß man darauf schwören sollte, es wären Spitzen. Waffen, Pfeile, Kleider, Federn u. s. w. von Wilden aus allerlei Nationen u. s. w. Auch eine neuere Merkwürdigkeit befindet sich in dieser Art von Rumpelkammer,

kammer, nämlich die sehr zusammengesetzte Platte zu den vormaligen Assignaten. —

Noch ein großer Schatz, mit dessen flüchtiger Erwähnung ich meine kurze Nachricht beschließe, ist das herrliche Münzkabinet, welches man gleichfalls hier aufgestellt findet. Es ist musterhaft eingerichtet. Die Städte liegen nicht mehr, wie vormals, in alphabetischer Ordnung, sondern die Länder beisammen, dann wiederum in jedem Lande die Städte einzeln, und zuletzt die Könige und Herren. Was man gewöhnlich schon in einzelnen Exemplaren für sehr selten hält, findet sich hier bei halben Dutzenden, z. E. die Münzen von Otho, doch nur Goldmünzen (denn kupferne giebt es nicht von ihm.) — Mit Bewunderung des Fortschreitens der Künste betrachtet man die Kindheit der Stempelschneidekunst in den ersten Münzen der mazedonischen Könige.

Mögte doch unser brave Landsmann, Winkler, der gleichfalls bey der Nationalbibliothek angestellt ist, seinem Amte so viel Zeit entwenden können, um ein Verzeichniß dieses einzigen Kabinets anzufertigen, oder vielmehr möchte es ihm zur belohnten Amtspflicht gemacht werden! Gewiß wäre, durch Fleiß und Kenntnisse, Niemand geschickter dazu als er.

Der Pariser Laufbericht.

So hieß eine schlechte deutsche Zeitung, die bis zu Anfange dieses Jahres in Paris herauskam, und, wie man sagt, von einem gewißen Doktor Seyffert, einem Sach-

sen, geschrieben wird, der vormals Leibarzt des Herzogs von Orleans war, und sich während der Revolution durch gemäßigte Gesinnungen empfohlen (Andere behaupten, nicht empfohlen) haben soll. Doch das könnte uns jetzt gleichviel gelten, wenn er nur unsre Muttersprache nicht revolutioniren, und den Parisern weiß machen wollte, er schreibe eine deutsche Zeitung für die Franzosen. Sie ist nun zwar schon zu Grabe gegangen, diese drollige Mißgeburt, aber es verlohnt der Mühe, sie noch einmal aus der Vergessenheit hervor zu ziehen, damit sie den einzig möglichen Nutzen stifte, nämlich unser Lachen errege.

Diese Afterzeitung erschien mehrere Male wochentlich, nie versäumte ich sie zu lesen, und immer bemerkte ich mir auf ein Zettelchen die auffallendsten Worte. Daraus entstand endlich ein drolliges Wörterbuch, welches wohl am meisten unterhalten wird, wenn ich versuche, es in einen Zusammenhang zu bringen. Ich habe daher Briefe im Styl des Pariser Laufberichts und mit dessen eigenen Worten entworfen, die ich zum Scherz hier mittheile.

Mein Herr!

Ein Hirnfluß [1]), der daher entstanden ist, daß ich im Träubler [2]) meine Baarhouke [3]) nicht aufgesetzt, und der mir sogar einen Saftkrampf [4]) zuzog, hat mich abgehalten, Ihnen mein Schätzgefühl [5]) zu bezeigen, wie auch Ihnen die Merkgeschichtel [6]) des hiesigen Freithums der Franzosen [7]) mitzutheilen. Der Oberregsrath [8]) und seine Feldgehülfen [9]) und Nachschalter [10]), sind jederzeit übschäft-

1) Katharr. 2) Vendemiaire. 3) Perücke. 4) Fieberparoxismus. 5) Achtung. 6) Anekdoten. 7) Französische Republik. 8) Erster Konsul. 9) Adjutant. 10) Substitut.

schäftlich [11]) bemüht, bald Staatsrenner [12]) fortzusenden, bald das Hinterhaltsheer [13]) vor Ablaufer [14]) zu schützen. In der Kriegskranken-Pflegerey [15]) ist während des Hitzers [16]) und Oebstlers [17]) ein Seuchdunst [18] und Luftverdurb [19]) entstanden, welche den Traulingen [20]) des Stadtnaturforschers [21]) übel bekommen, und von den Gesundheitsbesorgern [22]) durch ihre Schriftführer [23]) regschäftlich [24]) angezeigt worden. Der kriegerische Vorschwung [25]) ist dem Schriftthum [26]) friststältig [27]) ungünstig. Man sagt, im Keimer [28]) oder Blümner [29]) werde es losgehn, und so gar das buhlseuchige [30]) Hofgeweibe [31]) belobklatscht [32]) diesen Vorsatz. Ich lebe unterdessen ganz unfältig [33]), besehe die Oltdinge [34]), und gehe oft auf die Längenheitssachstube [35]) des Sternbeobachtungsthurmes [36]. Im helfenderschen Freythum [37]) soll es jetzt unruhig aussehen. Wenn die guten Leute nur ihre Wortstäbung [38]) für Verbüntung und Sprachkrätze [39]) hüteten, gleich

Ihrem

Freunde, Hans Reinteutsch.

Ein

11) praktisirend. 12) Kourier. 13) Reservearmee. 14) Desertion. 15) Militärhospital. 16) Thermidor. 17) Fruktidor. 18) Miasma. 19) Miasma. 20) Patienten. 21) Stadtphysikus. 22) Officier de Santé. 23) Sekretär. 24) offiziell. 25) ist schwer zu erklären. 26) Literatur. 27) soll wohl heißen von Zeit zu Zeit. 28) Germinal. 29) Florial. 30) kokett. 31) Hofdame. 32) applaudiren. 33) simpel. 34) Antiquitäten. 35) Bureau de longitudes. 36) Observatorium. 37) Helvetische Republik. 38) Sprache. 39) Verunreinigung.

Ein dito.

Meine Frau! [40]

Ich eile, Sie von der neusten Schmücklaune [41]) und Behäublung [42]) zu unterhalten. Auf Spaziergängen trägt man Heldinröcke [43]) wie auch Zärtel- und Fröstelröcke [44]) mit Knüpfflügeln [45]). Die Lauschhäubchen [46]) empfangen jetzt große Gunst [47]), auch die Türkenwickel [48]), und der wallschwester Putz [49]) wird mit Blitzsteinen und Putzeicheln verziert, findet aber selten Anwand [50]). Nilschlämmig und dürrlaubfarbig wird geliebt, das ist Alles, was ich von der Putztracht [51]) zu sagen weis. Jetzt komme ich auf mich selbst. Seit dem Windner [52]) hat mich die Liebe zu Ihnen ganz rippsichtig [53]) gemacht. Ich habe eine Stocksäftigkeit in den Schlüpferdrüsen, und oft solche Suchtsfälle [54]), daß ich hundert Walzstöße [55]) in einer Zaude [56]) zähle, mags [57]) die Abflatung [58]) mit Hülfe des Arzeneyvermittlers [59]) und seiner Wißgenossen [60] gehörig unterhalten wird. O jeder meiner Blutwalze [61]) schlägt für Sie! wann werden Sie einmal gesänftet [62]) werden! wann werde ich mit holder Abmundung [63]) das Wort von Ihnen hören: Ich liebe dich! — Ich bin zwar

40) Madam. 41) Mode. 42) Coeffüre. 43) Amazonen. 44) Douilletten. 45) Zum Zuknöpfen. 46) Kornetten. 47) sind beliebt. 48) Turban. 49) weis ich nicht zu erklären. 50) wird wenig getragen. 51) Mode. 52) Ventose. 53) Hypochonder. 54) Paroxysmen. 55) Pulsschläge. 56) Minute. 57) obgleich. 58) Stuhlgang. 59) Apotheker. 60) Kollegen. 61) Puls. 62) sanfter. 63) Accent.

zwar nur ein armer lehrwißlicher [64]) Schriftthumler [65]), aber durch viele Anheischige [66]) habe ich gute Einnahme. Sprechen Sie, von welchem Augenblicke darf ich mein Glück bezeiten [67])? O hätt' ich Eilreuter [68]), oder lieber noch eine Wortschleuder [69]), um Ihnen täglich in jeder Selbe [70]) zu wiederholen, wie sehr mein Herz Sie in Erächtniß nimmt [71]), und wie ich mich für eingekaysert [72]) und eingekönigt [73]) halten werde, so bald ich mich ganz nennen darf

Ihren

Hans Reinteutsch.

Damit man jedoch nicht glaube, ich wolle mich bloß über den guten Hans Reinteutsch lustig machen, und mehr auf seine Schultern bürden, als er zu tragen verdient, so will ich eine von ihm selbst gebaute Periode ganz unverändert hieher setzen.

„Die Sprachreinigung, Freund, ist tiefdenkend be„trachtet, vielleicht der stärkste Mittheil einer wahren „Grundanlage der Glückseligkeit eines gesitteten Volkes; „sie bereitet das Grab des von der Wildniß überbrachten „und gesittet so kostlästigen Betruges, vermindert die den „Völkern so lästige Streitfechterey u. s. w. kurz, ein ge„meiner Verstand reiner Sprache vermehrt das Vernunft„licht, vermindert die wilde Macht der Einbildung, er„klärt das reiche Vorgetümmel (?) und schwächt die „Menge des in gesitteten Staatsversellungen überleiben„den Untertümmels.“ (?) — Was sagen nun meine Leser zu diesem Vorgetümmel und Untertümmel?

Hier

64) theoretischer. 65) Schriftsteller. 66) Abonnenten. 67) datiren. 68) Kourier. 69) Telegraph. 70) Sylbe. 71) 72) 73) Eigene Ausdrücke des Laufberichts.

Hier auch ein Pröbchen seines Witzes.

Die Schülerinn und der Rechenmeister.

Die Schülerinn. Bin ich schon weit im Rechnen, Herr Lehrer?

Rechenmeister. Gewiß, meine Schöne, schon an der 9.

Endlich auch noch ein Beweis, wie gut der Mann von Allem unterrichtet ist, was, die deutsche Sprache betreffend, in seinem Vaterlande vorgeht.

Friedrich der Zweite, sagt er, sey bis zum siebenjährigen Kriege ein Feind der deutschen Sprache gewesen, dann aber habe er Gellerts Schriften alle gelesen, und ihm versprochen, gleich nach dem Kriege in seinen Staaten alles Mögliche für die hochdeutsche Sprache zu thun. Er habe auch Wort gehalten, und seitdem blühe das Hochdeutsche in den preußischen Staaten. Aus dieser Liebe endlich, für das Deutsche, habe Friedrich darauf bestanden, daß der Teschner Friedensschluß deutsch geschrieben werde. — Das Lateinische werde jetzt nur noch von Quacksalbern gebraucht.

Natürlich konnte ein solches dem Unsinn geweihte Blatt sich keine lange Dauer versprechen; es ist aber seitdem, durch einen andern Redakteur besser ausgestattet, aus dem Dunkel wieder ans Licht getreten.

Kriminal-Justiz.

Die Neubegier trieb mich in das Palais de justice, um dem gerichtlichen Verhör eines Delinquenten beizuwohnen. Im Hintergrunde eines großes Saales erblickte ich drei Richter in langen schwarzen Amtskleidern, mit Baretten auf den Köpfen, sitzend an einer Tafel. Hinter ihnen an der Wand las ich die mit großen goldenen Buchstaben eingegrabenen Gesetze, welche den Richtern einschärften, daß sie nie ungehört verdammen, nie eine härtere Strafe auflegen sollten, als das Gesetz vorschreibe u. s. w. Den Richtern zur Rechten, auf erhöhten Bänken, saßen die Geschwornen in gewöhnlichen Kleidern. Zur Linken, den Geschwornen gerade gegenüber, und noch erhöhter, befand sich der Angeklagte zwischen zwei Soldaten. Zu den Füßen des Angeklagten saßen zwei Rechtsgelehrte, seine Vertheidiger. Vor der Tafel der Richter, und mit dem Rücken gegen dieselben gekehrt, schrieb ein Protokollist; links und rechts, wo die erhabenen Sitze aufhörten, befanden sich abermals zwei Schreiber, hinter welchen die Huissiers standen, die, so oft es nöthig war, laut, Silence! riefen. Den Richtern gerade gegenüber waren niedrige Schranken, die sie vom Volke schied, und an derer innern Seite eine Bank herlief, welche für die Zeugen bestimmt war. Hinter diesen Schranken befand sich abermals ein eingeschlossener Raum, welcher drei oder vier Bänke faßte, theils um die Zeugen nach abgelegtem Zeugnisse aufzunehmen,

nehmen, theils für distinguirte Personen unter den Zuschauern. Dann folgten noch eine Menge Bänke hinter einander, die von einer niedern Volksklasse eingenommen waren, und endlich ein großer Raum zum Stehen für den Pöbel. Das Ganze gewährte in der That einen imposanten Anblick. Der Saal war sehr angefüllt, und auch oft geräuschvoll, doch konnte man sehr deutlich bemerken, daß, so oft ein Geräusch entstand, es nicht auf fremde Gegenstände, sondern auf die verhandelte Sache sich bezog, deren Untersuchung der ganze Haufe aufmerksam verfolgte. — Ich muß hier abermals die gastliche Höflichkeit der Franzosen rühmen. Als ich kam, war das Verhör schon im vollen Gange, und ich mußte mit einem Platze hinter dem Pöbel vorlieb nehmen. Kaum aber hatte mein Lohnlaquay dem nächsten Huissier einen Wink davon gegeben, daß ich ein Fremder sey, als dieser mir sogleich bis zu den Bänken der gemeinen Leute verhalf; und kaum hatte mich hier wiederum Einer der Protokollisten wahrgenommen, als er mir Platz machen und die Schranken der nächsten Bänke öffnen ließ, wo ich dann zum Theil unter den Zeugen saß, und Alles recht gut sehen und hören konnte.

Der Delinquent war ein junger muthwilliger Banqueroutier. Ein Zeuge nach dem andern wurde vorgerufen, der mittelste Richter oder Präsident that die gewöhnlichen Fragen an ihn, nach Namen, Alter, Stand, Verhältnissen mit dem Angeklagten u. s. w. Dann fügte er eine kurze Ermahnung hinzu, die Wahrheit getreulich zu berichten, ließ ihn aber nicht schwören. Endlich schloß er mit den Worten: Erklären Sie, Bürger, (denn hier allein hört man noch Etwas von Citoyen, und hier ist es auch ganz an seiner Stelle)

erklä=

erklären Sie, Bürger, den Geschwornen, was Sie von der Sache wissen.

Der Zeuge wendet sich hierauf an die Geschwornen und erzählt. Die Geschwornen bleiben stumme Zuhörer, der Präsident aber thut, wo es ihm nöthig scheint, Fragen dazwischen, und, wenn er Nichts mehr zu fragen weis, ersucht er den Zeugen sich wieder auf seinen Platz zu verfügen. Dann kehrt er sich zu dem Angeklagten, sprechend: Habt ihr Etwas gegen die Aussage des Zeugen einzuwenden? Worauf dann dieser seine Einwendungen vorbringt, der Zeuge auch wohl zum zweitenmal aufgerufen wird, und so gewißermaßen ein Gespräch zwischen dem Angeklagten, dem Präsidenten, und dem Zeugen entsteht, wobei alle Drei sich einer gewißen Urbanität befleißen, und das Harte, was sie etwa zu sagen hatten, doch immer in einem höflichen, völlig leidenschaftlosen Tone vortragen.

Der junge Banqueroutier, ein Meubelhändler, schien mir ein großer Spitzbube. Trotz seiner Jugend wußte er sich immer sehr gut zu fassen, schob Alles und Alles auf seine Mutter, deren Geschäfte er bloß geführt, da er selbst das erforderliche Alter noch nicht habe; und — wenn er nicht weiter konnte — so läugnete er geradezu. Der Richter wußte ihn jedoch einigemal ganz fein in seiner Aussage zu verwickeln, und dann entstand jedesmal eine Art von Beifallsgemurmel unter dem versammelten Volke, das einen sehr richtigen Takt voraussetzte.

Mit wahrem Vergnügen brachte ich wohl einige Stunden hier zu; da aber die Zahl der abzuhörenden Zeugen sehr groß war, so konnte ich das Ende nicht erwarten. Als der mir am nächsten sitzende Schreiber merkte, daß ich gehen wollte, näherte er sich mir sehr

höflich,

höflich, und benachrichtigte mich, daß am dritten des kommenden Monats ein noch weit interessanteres Verhör statt finden werde, als das heutige, zu welchem er mich einlade, wenn es mir Vergnügen gewähre. Dieses Zuvorkommen, welches ich schwerlich irgendwo in Deutschland hätte erwarten dürfen, überraschte mich in der That. Ich dankte ihm herzlich, und ermangelte nicht mich am bestimmten Tage einzufinden.

Diesesmal waren der Angeklagten nicht Weniger als vierzehn. Da nun jeder seinen eignen Soldaten bei sich hatte, so war auf den für sie bestimmten Bänken kaum Platz für alle. Dazu kam noch, daß die rothen Federbüsche der Soldaten viele Gesichter der Delinquenten verbargen, und dadurch manche physiognomische Bemerkung verhinderten. Sie hatten sämmtlich an der fabrikation falscher Banknoten Theil genommen. Ein Kupferstecher Namens Duclos, der sich anheischig gemacht hatte, die Platten zu stechen, spielte die verhaßte Rolle des Angebers, und wurde so eben abgehört, als ich hineintrat. Aus mehreren Aeußerungen der Angeklagten erhellte ziemlich deutlich, daß der Patron sich schwerlich verrathen haben würde, wenn er so viele Vorschüsse bekommen hätte, als er unaufhörlich verlangte. Nach seiner Anzeige an die Obrigkeit bediente sich die Polizey seiner, um die Uebrigen zu fangen. Er lockte sämmtliche Spießgesellen zu einem Diner in Lyon. Keiner ahnete den Verrath, und so fielen sie alle auf einmal den Aufpassern in die Hände.

Die Vertheidiger der Angeklagten warfen ihm diese Hinterlist bitter vor. Sie führten unter andern an (und er konnte es nicht läugnen), daß Einige der Verhafteten mehreremal gegen ihn geäußert: sie wollten die

Sache

Sache aufgeben, es reue sie, sie wollten Nichts weiter darmit zu thun haben. „Warum," so apostrophirten sie den Angeber sehr feierlich, „warum sagtet ihr diesen „nicht, was ihr vorhattet? Traten diese auch bei, so „so mußten die Uebrigen von selbst auseinander gehn, „und vierzehn Hausväter wären nicht in dieses unabsehbare Elend gestürzt worden."

Duclos stotterte und wußte Nichts zu erwiedern. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter dem Volke antwortete statt seiner.

Der erste Delinquent war ein kecker Patron, er läugnete Alles frisch weg trotz der bündigsten Beweise. Seine immer wiederholte und einzige Antwort war: Ich weis von allem Dem Nichts. Der zweite machte es beinahe eben so. Der Richter verstand aber das Fragen sehr gut, und verwickelte die Läugner oft in ihre eigene Aussagen. — Der Dritte erzählte die ganze Geschichte sehr aufrichtig, und wurde einigemal von seinen Thränen unterbrochen. Nachdem er die Erzählung vollendet hatte, fügte er die rührenden Worte hinzu: „Zu meiner Ent„schuldigung weis ich weiter Nichts zu sagen, als: Ich „kam aus St. Domingo, hatte Alles verloren, Niemand „wollte mir helfen, und meine Kinder hungerten." — Der Mensch war gewiß mehr Unglücklicher als Bösewicht. — Die Meisten wurden verdammt, mit einem F. auf der Schulter gebrandmarket zu werden und sechs Jahre Ketten zu tragen. Ob, wenn diese sechs Jahre um sind, der Monsieur Duclos nicht noch die Folgen seiner Angeberei spüren wird, steht zu erwarten. Die Delinquenten schienen sehr erbittert gegen ihn und das Volk nicht minder. Es war sehr merklich, daß es, vor dem Richterstuhle des Gewissens, ihn für strafbarer hielt, als Jene.

Im Ganzen habe ich von der jetzigen Prozedur der Franzosen bei Kriminalverhören eine sehr günstige Meinung bekommen, und ich wüßte in der That nicht, wie sie zweckmäßiger eingerichtet werden könnte.

Das Nachmachen des gemünzten sowohl, als des Papiergeldes, ist jetzt ein häufig vorkommendes Verbrechen, zu welchem das große Elend treibt. Aber je sinnreicher die Fabrikanten sind, je wachsamer ist die Polizey. Am 22sten Oktober wurde Einer Namens Pescio St. Simon guillotinirt, weil er die neuen Fünffrankenstücke mit Bonaparte's Bildnisse nachgemacht hatte. Er kaufte zum erstenmal für 6 Sous Gemüse, und wechselte einen seiner falschen Thaler, den man sogleich für falsch erkannte, dem Wechsler nachsetzte, und ihn einholte, als er abermals 4 Sous Toback mit seiner fabrizierten Münze bezahlen wollte. Sobald er jedoch merkte, daß er in Gefahr sey, ließ er sein Geldstück fallen, und entsprang glücklich. Einige Tage nachher trieb ihn der Hunger doch wieder heraus, er wagte sich zu einem Fruchthändler, in dem Augenblicke, als nur die Frau desselben in der Bude war, von der er vermuthlich wußte, daß sie ein blödes Gesicht habe. Ihr gab er ein Fünffrankenstück, sie verließ sich aber nicht auf ihre Augen, sondern rief ihren Mann herbei, der es sogleich für falsch erkannte, und den Pescio ersuchte, mit ihm zum Polizeykommissair zu gehen. Statt der Einladung zu folgen, lief er davon, der Fruchthändler hinter ihm her, aus vollem Halse schreiend. Sogleich arretirten ihn die Vorübergehenden; als sie aber hörten, warum man ihn der Polizey ausliefern wollte, bemühten sie sich, (welches sehr merkwürdig ist,) ihn wieder durchschlüpfen zu lassen. Offenbar sieht also das Volk dieses Verbrechen nicht für so

schwarz

schwarz an, als es sollte, und es bestättigt sich hier abermals, daß der größere oder mindere Abscheu dagegen, bloß von der Art und Weise abhängt, wie die Staatsgelder überhaupt eingetrieben, oder verwandt werden.

Pescio kam dennoch nicht mehr durch. In dem Augenblicke seiner Verhaftnehmung machte er sich noch verdächtiger, indem er ein Papier wegwarf, in welches noch vier falsche Frankenstücke gewickelt waren. Er bekannte sogleich Alles, nannte auch einen Mitschuldigen, einen Gensd'arme, von der sogenannten élite à cheval. Am 29sten Vendemiaire wurde er guillotinirt.

Sehr löblich scheint mir die Gewohnheit, den ganzen Prozeß, mit sammt dem Urtheile, durch öffentlichen gedruckten Anschlag bekannt zu machen.

Gemüthsstimmung der Pariser.

Wenn man nicht wüßte, daß es überhaupt eine unvertilgbare Unart der Menschen ist, immer die Zukunft, nie die Gegenwart zu genießen, und folglich, wenn nun die Zukunft wirklich zur Gegenwart wird, des Genusses bereits überdrüßig zu seyn; wenn, sage ich, diese Erbsünde nicht auf allen Adamskindern haftete, so sollte man die Franzosen für inkonsequenter halten, als die übrigen Erdbewohner, denn ihre Revolutionen sammt allen daraus entsprungenen Folgen haben sie herzlich satt, und die Meisten wünschen die gute alte Zeit zurück.

In einer Diligenze führte der Zufall zehn Personen von verschiedenen Ständen zusammen: einen Unteroffizier,

Land=

Landeigenthümer, Küster, Arzt, Zeitungsschreiber, Autor, Holzhändler, Advokaten und Juden.

„Schade, daß wir Frieden haben,“ hub der Soldat an, „im Kriege hoffte ich mein Glück zu machen, „so aber bleibe ich nur Sergeant.“

Der Landeigenthümer. Freilich, die ganze Welt mag umgekehrt werden, wenn Sie nur avanziren. Ich wünsche zwar auch Krieg, aber aus ganz andern Ursachen: die Kornpreise werden immer geringer, das Brod ist fast umsonst zu haben.

Der Holzhändler. Ach! wenn wir nur wieder ein paar tüchtige Winter erlebten! Aber der Kalender des Herrn Lamark verkündet Nichts als Nebel, Regen und Südwind. Ja sonst, da hatten wir noch zuweilen 18 Grad Kälte, aber jetzt —

Der Advokat. Gott sey Dank, daß es warm bleibt! Die Advokaten müßten ja erfrieren. Man hat die Zahl der Rechtsgelehrten dermaßen vergrößert, man hat Friedensrichter und Vergleichsbüreaus eingeführt, man droht uns sogar mit einem Civilgesetzbuche wie in Preußen. Ja, sonst konnte man bei 40 Jahren sich mit 40000 Livres jährlicher Einkünfte in Ruhe setzen.

Der Zeitungsschreiber. Wenn ihr klaget, was soll ich thun? Im Kriege gab es täglich gewonnene und verlorne Schlachten, belagerte und eroberte Städte, tausend widersprechende Verordnungen, überall Aufruhr; da war keine Provinz, kein Städtchen, die nicht ihr Erdbeben, ihre Ueberschwemmung gehabt hätten, und wie die Elemente, so kämpften die Partheien mit einander; aber da ist plötzlich ein Mann gekommen, der, wie Neptun, Alles zum Schweigen gebracht hat. Höchstens giebt es eine Höllenmaschine, oder ein paar Steine, die aus dem Monde herabfallen.

Der Arzt. Seitdem man nicht mehr Ader läßt, und nicht mehr soviel Tisane zu trinken giebt, ist unsre Kunst verloren. Die Vapeurs und Nervenkrankheiten sind ganz aus der Mode, keine hübsche Frau will auch nur ein paarmal wöchentlich in Ohnmacht fallen, um interessant zu erscheinen. Im Gegentheil sie laufen mir Nichts dir Nichts halbnackend herum, und bekommen höchstens eine langweilige Schwindsucht.

Der Küster. Das ist es eben, was auch mich in Verzweiflung bringt. Ich hatte das Begraben in meinem Kirchspiele gepachtet, und rechnete wenigstens auf zehn Todte wöchentlich. Ich bin ruinirt.

Der Arzt. Meine Schuld ist es nicht. Von meinen Kranken stirbt immer richtig die Hälfte.

Der Jude. Uns geht es am schlimmsten. Jedermann will heut zu Tage Jude seyn. An jedem Hause liest man: Bureau de prêt, mont de piété, u. s. w. Der Name Jude wird ganz vergessen. Man geht, wenn man Geld braucht, zum Ersten, Besten, Christ oder Jude, und wird von Einem wie vom Andern bedient. Ueberdieß hat man den Termin der Volljährigkeit leider abgekürzt, und die jungen Leute haben gar zu viele Mittel sich selbst zu helfen. Unter dem ancien regime hatten wir vier Jahre länger zu arbeiten, und das waren gerade die rechten Aerntejahre.

Der Autor. Und ich, meine Herren! liege ich denn auf Rosen? Meinen Sie, dem Schriftsteller fließe Milch und Honig? Seit 20 Jahren schreibe ich; und sehen Sie, wie mein Rock aussieht. Alles hab' ich versucht, Nichts ist gelungen. Ich hatte meinen Gläubigern ein herrliches Schauspiel verpfändet; eh bien! es ist ausgepfiffen worden, denn man hat keinen Geschmack

mehr.

mehr. Endlich schrieb ich ein vortreffliches Werk über das gelbe Fieber, als es gerade in Cadix herrschte. Was geschieht? Kaum ist mein Buch gedruckt, so hört das Fieber auf, und da liegen nun die Exemplare wie Blei. Ja, vor alten Zeiten, ehe man die Buchdruckerkunst erfand, da galt ein Schriftsteller noch seinen Preis. Anno 1471 zahlte Ludwig XI. 100 Goldthaler und 12 Mark Silber für eine Kopie eines schlechten arabischen Buchs über die Arzeneikunst. Unter Ludwig XIII. gab der Kardinal Richelieu 600 Livres für sechs Verse. Das waren gute Zeiten!

Der Soldat. Unter Karl dem Kahlen gab es eine Schlacht bei Fontenay, wo 100000 Mann auf dem Platze blieben und die Unteroffiziere schnell avanzirten. Das waren gute Zeiten!

Der Landeigenthümer. Anno 1336 war die Hungersnoth so groß, daß die Menschen sich untereinander aufaßen, und das Maaß Mehl 50 Franken kostete. Das waren gute Zeiten!

Der Arzt. Anno 1269 herrschte eine so furchtbare Pest in Paris, daß täglich 150 Personen starben. Die Aerzte konnten nicht umkommen —

Der Küster. Und die Küster nicht Gräber genug bestellen. Ach ja, daß waren gute Zeiten!

Der Advokat. Vor der Reform der Tribunäle hatte ich täglich wohl 10 Prozesse zu plaidiren, Bittschriften zu überreichen 2c. Zwanzig Familien weinten alle Morgen vor meiner Thüre. Das waren gute Zeiten!

Der Jude. Ehe die Banquiers, Mäkler, Wechsler, Leihhäuser, Frömmigkeitsberge, u. s. w. in Schwang kamen, da waren gute Zeiten, denn Alles ge-

hörte

hörte uns. Damals nahm man auch die beschnittenen Thaler, heut zu Tage wiegt man Alles.

Der Zeitungsschreiber. 1793 und 94 gab es alle Tage Konspirationen, wöchentlich drei bis vier Volksaufstände, monatlich 7 bis 8 Schlachten, in jedem Kanton einige Massakren, jeden Morgen 150 revolutionaire Verurtheilungen, jeden Abend 50 bis 60 Nationaldekrete, Reden, Motionen, ꝛc.

Obwohl dieses ganze Gespräch nur zum Scherz erfunden seyn mag, (da es sich in der ganzen Welt mit Wahrheit parodiren ließe) so kann man doch ähnliche Aeußerungen überall hören. Ganz zufrieden ist eigentlich Keiner, nicht einmal der Emporkömmling, denn er sieht noch einen Andern Emporkömmling über sich und meint, die Stelle habe ihm gebührt. Das ist der Lauf der Welt.

Die Gräuel der Revolution werden allgemein verabscheut, theils von Herzen, theils um die Mode mit zu machen. Diejenigen, die an jenen Gräueln thätigen Antheil genommen, werden nicht verfolgt, sondern vergessen; nicht einmal Groll scheint man mehr gegen sie zu hegen. Barras lebt zu Brüssel unter Menschen, welchen er viel Böses zugefügt hat, und die dennoch freundlich mit ihm umgehen.

Das die Pariser sich der alten Zeiten nicht ungern erinnern, wird bei hundert Gelegenheiten und aus hundert kleinen Zügen bemerkbar. Das Portrait Ludwig XVI. findet man in allen Bilderläden. Am Abende meiner Ankunft besuchte ich die Oper Adrien, und hörte mit Erstaunen die Worte: fidéle à mon roi, enthusiastisch beklatschen. — Der sogenannte Palast des Tribunats heißt wieder allgemein Palais royal, die letzte Post vor Paris,

poste royale, die Straße de la loi wird häufig wieder rue Richelieu genannt. — Eine Posthalterinn zwischen Lyon und Paris sagte wehmüthig, als sie den Stern auf meinem Kleide erblickte: en vous voyant, Monsieur, nous renaissons. — Leute, die ihre Dienste anbieten, zählen es unter die Empfehlungen, vormals von Adel gewesen zu seyn. Eine Dame, die einen Platz suchte, führte ausdrücklich an: sie sey die Tochter eines Ludwigsritters, und eine Andere rühmte sich in derselben Absicht ihrer adelichen Abkunft; ja, diese Letztere ließ öffentlich in die Zeitung drucken: sie wünsche bei einem Herrn oder Dame de sa classe die honneurs de la table zu machen. — Die Minister werden wieder Exzellenz genannt; die Livreen vermehren sich täglich.

Die gelesensten Blätter vertheidigen den Adel oft geistreich. Ein gewißer Familienstolz, sagt man, ist jedem Rang und allen Klassen eigen. Vor der Revolution fand sich der Bürger, so gut als der Edelmann, durch eine Reihe rechtschaffener Ahnen geehrt, die etwa adeliche Bedienungen gehabt hatten. Selbst der Landmann erkundigte sich sorgfältig, ehe er seine Tochter verheirathete, nach der Familie des künftigen Schwiegersohnes. Eine Art von Adel war selbst den Bauernhütten nicht fremd, dort bestand er in der Achtung vor dem Alter und der anerkannten Redlichkeit einer Familie.

Die Philosophie hat jene Gefühle zuweilen herabgewürdigt, die Revolution sie gar zerstören wollen; Alles rief mit Juvenal: Stemmata quid faciunt? Was kümmern uns Voreltern? — Die Weisheit grauer Jahrhunderte hat diese Frage längst beantwortet. Schon im Alterthume fängt jeder Mensch, der über seinen Namen und Stand befragt wird, darmit an, seine Väter zu nennen.

Sie

Sie sind gewißermaßen seine Bürgen. Die homerischen Helden unterlassen es nie. Plato selbst hält es nicht für zu gering, zu bemerken, daß Alcibiades, durch den Eurysaces, bis zu Jupiter hinauf rechnen konnte, und daß Sokrates den Dädalus und Vulkan zu Ahnherren hatte. —

Was ist das für ein Volk, das bei den olympischen Spielen sich das Geschlechtsregister des Leonidas herzählen läßt? Was ist das für ein Volk, das die Geduld hat, von der Rednerbühne herab den Cäsar die lange Reihe seiner Ahnen nennen zu hören? — Die Griechen! die Römer! — Man wäge auf einer Seite die Uebereinstimmung aller Völker, aller Zeiten, unter allen Regierungen und Formen derselben; auf der andern die Weisheit einiger Tage, der man die große Entdeckung verdanket, daß ein Sohn mit seinem Vater gar Nichts zu schaffen hat.

Was allgemein ist, kann kein Vorurtheil seyn. Nicht nur Europa, selbst die neue Welt hängt an diesem Glauben, und kein Wilder in Nordamerika verläßt seine Wohnung, ohne die Gebeine seiner Väter mitzunehmen. Das älteste bekannte Volk, die Chineser, verehrt seine Voräl tern sogar noch abgöttisch. Vom Palast bis zur Hütte sucht der Mensch sein Andenken auf kommende Jahrhunderte fortzupflanzen. Von diesem Wunsche beseelt, säet der Greis den Saamen eines Baumes, dessen drittes Blatt er vielleicht kaum erleben wird. Durch seine Voreltern (das heißt Erinnerungen) hängt er mit der Vergangenheit zusammen; durch seine Kinder (das heißt Hoffnungen) mit der Zukunft. In der physischen Ordnung der Dinge gehen die Individuen unter, die Gattungen bleiben ewig; eben so in der moralischen. Der ist

kein guter Mensch, der alle unsere Genüsse gleichsam isoliren und auf den gegenwärtigen Augenblick beschränken will.

So räsonniren heut zu Tage die nämlichen Franzosen, die noch vor wenigen Jahren augenblicklich zum Laternenpfahl mit Demjenigen gewandert seyn würden, der sich unterstanden hätte, Dergleichen laut werden zu lassen.

Gesellschaften und Vergnügungen.

Gesellschaften giebt es freilich wohl noch, aber ohne Geselligkeit. Eine fremde Dame, welche schon seit mehreren Jahren in Paris ein großes Haus macht, klagte mir einst: die Leute vom nouveau regime seyen nie uneiniger unter sich selbst, als wenn sie mit denen vom ancien regime zusammen kämen. Die Letztern wären dann auch wieder gespalten, weil ein Theil der Altadelichen mit den neuen Menschen Umgang hält, ein anderer hingegen zu stolz oder zu arm dazu ist. Hierzu kommt noch, daß man die liebenswürdigsten Altadelichen nur sehr selten bei sich sehen kann, weil sie entlegen wohnen, nicht Soviel übrig behalten haben, um einen Fiakre bezahlen zu können, und man doch nicht wagt, ihnen einen Wagen zu schicken.

Ist es nun aber endlich gelungen, drei Menschen zu versammeln, so herrschen auch gewiß drei verschiedene Meinungen in dieser kleinen Gesellschaft. Das Mistrauen gegen einander steht lesbar in ihren Zügen, daher

eine

eine zerhackte Unterhaltung, Peinlichkeit des Wirths, und folglich keine Geselligkeit.

Die Mittagsgesellschaften sind noch erträglich, weil die Tafelfreuden sie würzen, aber die abendlichen Zusammenkünfte, wo man kommt, geht, im halben Zirkel sitzt, wo kein Gespräch allgemein wird, und Jeder sich ängstlich nach Einem umsieht, dem er sagen könne, was heute für Wetter ist; wo die Frau vom Hause, mit nicht immer glücklich verhölter Verlegenheit, bald Diesen, bald Jenen zu unterhalten strebt, indessen der Herr Gemahl bloß dadurch als Herr vom Hause kenntlich wird, daß er sich nicht die geringste Mühe giebt seine Langeweile zu verbergen, und sich höchst nachläßig auf alle Sofas streckt — ja, solche Assembleen, denen ich auch ein paarmal beizuwohnen das Glück gehabt, bestättigen leider auffallend die Bemerkungen jener geistreichen fremden Dame.

Eine geschmackvolle Wirthinn sucht natürlich Alles hervor, um ihren nicht Karten spielenden Gästen einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, und man bedient sich dazu vorzüglich dreier Mittel, die allerdings vortrefflich, nur aber meistentheils schwer zu erlangen sind. Das erste ist der Abbe Delille, der berühmte Dichter, der die Gefälligkeit hat, in Häusern, wo er bekannt ist, seine Verse herzusagen, (nicht herzulesen, denn er ist fast ganz blind,) der Genuß des Zuhörers beschränkt sich dabei nicht bloß auf die mancherlei Gedichte selbst, die sein erstaunenswürdiges Gedächtniß alle auswendig weis, und die größten Theils aus schön versifizirten neuen Wendungen alter Gedanken bestehn; sondern man erfreut sich auch vorzüglich der unbefangenen Kindlichkeit des alten Mannes, die man überall, und besonders in Paris, so selten trifft. Sehr gern erinnere ich mich eines

nes Abends, den ich mit ihm bei der eben so geistreichen als liebenswürdigen russischen Fürstinn Dolgorucki zugebracht habe. Er war gern in dem Hause — und wer wäre da nicht gern? — Denn die aufmerksame Wirthinn kannte schon seine kleine Wünsche und Bedürfnisse, und kam allen zuvor; selbst für fromage à la Crême, den er gern ißt, war gesorgt. Dagegen unterhielt er uns mit den schönsten und feurigsten Bruchstücken seiner ungedruckten Werke, und so oft Einer der Mitgäste ihn an dieß oder jenes vormals Gehörte erinnerte, war er gleich so gefällig, es zu wiederholen. Schade nur, daß er so außerordentlich schnell spricht, daß selbst Franzosen Mühe haben, ihm zu folgen, für Ausländer aber nothwendig Vieles verloren geht.

Man begreift leicht, daß dieses treffliche Mittel, eine Gesellschaft zu unterhalten, nur in der Macht Derjenigen steht, welche Delille mit seinem Wohlwollen beehrt. Hierzu kommt noch, daß es nicht einmal immer von ihm selbst abhängt, ob er kommen will oder nicht, denn er wird, wie alle Dichter, von seiner Frau beherrscht. Ohne diese mit einzuladen, ist kein Besuch von ihm zu hoffen. Da nun Madame Delille singt und ihr Gesang ihren Gemahl entzückt, so muß auch dafür gesorgt werden, daß ein Instrument bereit stehe, sie zu akkompagniren. Während ihr Gatte im Deklamiren eine Pause macht, ist es der Höflichkeit gemäß, Madame Delille zu ersuchen, eine Probe ihrer Kunst abzulegen; sie weigert sich ein wenig, giebt aber nach, und dann sitzt der Abbé Delille neben ihr am Klavier, hingerissen von der Schönheit ihres Gesanges. Dagegen ist sie auf das Zärtlichste für seine schwache Gesundheit besorgt, und giebt nicht zu, daß er zu viel Fromage à la Crême esse.

Ein

Ein zweiter, nicht alltäglicher Zeitvertreib in den ersten Häusern von Paris ist die Gesellschaft irgend eines vorzüglichen Schauspielers, besonders Talma oder Lafond. Diese sind so gefällig, aus allen Trauerspielen ihres Repertoirs die schönsten Szenen oder Monologe mit allem Aufwand ihrer Kunst zu deklamiren, auch wohl andere lyrische Gedichte darunter zu mischen; und das gewährt allerdings zuweilen Stundenlang einen herrlichen Genuß. Von Talma, dem Einzigen, werde ich noch bei einer andern Gelegenheit sprechen. Lafond zeichnet sich besonders durch ein äußerst angenehmes Organ und eine einnehmende jugendliche Gestalt aus, im übrigen ist er als Schauspieler ganz Franzose. Doch ist sein Spiel im Zimmer weit gemäßigter, und ich werde seinen Drosmann, (besonders die Worte: Zaïre vous pleurez?) wie auch den Traum aus Athalia, nie vergessen. — Wie leicht ließe dieses treffliche Unterhaltungsmittel sich auch in teutschen Gesellschaften einführen; wie angenehm wäre es nicht, Bruchstücke von Schiller oder Göthe gut deklamiren zu hören, ohne durch ein lärmendes Parterre um die Hälfte gebracht zu werden; wie manchen gebildeten und wohlerzogenen Mann giebt es nicht auch unter unseren Schauspielern, der eine aus den ersten Ständen zusammengesetzte Gesellschaft nicht verunzieren würde; aber — da stoße ich plötzlich auf ein unüberwindliches Hinderniß! Unsere Schauspieler sind herzlich froh, wenn sie auf der Bühne ihre Rolle mit Hilfe des Souffleurs hergestottert haben, unsere Schauspieler wissen Nichts auswendig, können den Souffleur nicht eine Minute entbehren; dem Franzosen hingegen fehlt nie ein Wort, er spricht, als ob ihm die Rede nur so eben aus dem

Herzen flöße, und bedarf nie einer Zurechtweisung. Das ist also für uns Teutsche Nichts.

Das dritte Unterhaltungsmittel endlich ist die Musik. Ich verstehe darunter nicht eigentliche Konzerte, sondern das Spielen und Singen einzelner Personen, vom Klavier oder von einem andern Instrumente begleitet. Es wäre undankbar, hier nicht der jungen schönen Gemahlinn des Staatsraths Regnaud de St. Jean d' Angely zu erwähnen, welche wirklich schön und lieblich singt, und z. B. eine Szene vom Gluck mit tiefem Gefühl vorträgt. Wo aber die Wirthinn vom Hause solche Vorzüge nicht besitzt, da ist man besonders bemüht, den berühmten Singer Garat in die Gesellschaft zu ziehen, und man wird schon mehrere Tage vorher ausdrücklich auf ihn, wie auf Delille, eingeladen.

Aber welch ein Unterschied zwischen ihm und Delille! Dieser ist vielleicht zu gefällig, jener besitzt den unausstehlichsten Künstlereigensinn und Uebermuth, den ich jemals zu verachten Gelegenheit gehabt habe. Dreimal fand ich mich ein, um ihn zu bewundern. Das erstemal hatte er sehr gewiß versprochen zu kommen, blieb aber ganz aus. Das zweitemal (bei Madame Regnaud de St. Jean d'Angely) kam er zwar, aber sobald ich ihn erblickte, wußte ich schon, woran ich war. Er trat in eine große geputzte Gesellschaft nachläßig gekleidet, in Stiefeln und mit verworrenem Tituskopf, gab sich Airs, wie vormals nur ein verzogener Höfling gethan haben mag, und war durch keine Bitten dahin zu bringen, daß er gesungen hätte. — Das drittemal — bei der tieffühlenden Verfasserinn der Valerie — machte er es eben so. Ich sah lange von Ferne zu, wie man ihn mit Bitten bestürmte; da ich aber sehr deutlich in seinen Zü-

gen

gen las, daß diese Bitten ihm nicht unangenehm, sondern ein nicht zu unterlassendes Vorspiel waren, das noch lange dauern konnte, ich hingegen solchen Ziereicien in den Tod feind bin, so schlich ich fort, gerade einige Minuten vorher, ehe er zur Gnade sich neigte, kann also sein Talent nur auf Hörensagen rühmen.

Daß Delile, Talma, Lafond und Garat nicht gerade allein das Privilegium haben, den ersten Pariser Zirkeln einen geistigen Genuß zu gewähren, versteht sich von selbst. Es giebt wohl wenige gute Häuser, in welchen nicht ein oder mehrere Vertraute der Musen heimisch wären; und wer nur zu essen geben kann, der hat auch gewiß, aus Mode oder Geschmack, Einige der schönen Geister, von welchen Paris wimmelt, an seiner Tafel. So fand ich z. B. bei Madame von Beauharnois den alten Retif de la Bretonne (der einem gutmüthigen Faun gleicht, und dessen Romane wohl Keinem meiner Leser unbekannt seyn werden) Cailhava (dessen Buch l'Art de la Comédie einst gelesen, und dessen Schauspiele einst gespielt wurden), Dorat Cubieres (eigentlich Palmeseaux, der, ich habe vergessen warum, Dorats Namen angenommen) Volmeranges, (der Verfasser verschiedener Boulevard-Stücke) Vigée, (ein angenehmer Dichter und besonders guter Deklamateur) u. s. w.

Wer nun aber nicht so glücklich ist, oder nicht Lust hat, seine Gesellschaften auf diese Weise zu beleben, ja, der muß wie gewöhnlich zu den Karten seine Zuflucht nehmen. Doch bleiben freilich in guten Häusern auch immer noch Leute genug übrig, die nicht spielen, und unter welchen ein Fremder immer sehr interessante Bekanntschaften macht. Da trifft man auch wohl zuweilen

mit Fremden zusammen, denen man im Vaterlande zu begegnen nicht das Glück hatte, und ich entsinne mich unter andern mit großem Vergnügen, bei dem amerikanischen Gesandten, Herrn Livingston, den Grafen Rumford gefunden zu haben, den mein Herz schon längst verehrte. Die Gegenwart dieses achtungswerthen Menschenfreundes und die der höchstliebenswürdigen Schwiegertochter des Gesandten (einer jüngern Schwester der Venus pudique) hätten schon hingereicht, jede Erwartung des Fremdlings zu befriedigen.

Noch habe ich eines Hauses nicht erwähnt, wo Anstand, Fröhlichkeit und geistreiche Unterhaltung zwanglos vereiniget sind; ich meine das Haus des preußischen Ministers, Marquis von Luchesini, dessen Geist sich nie erschöpft, wie seine Gefälligkeit nie ermüdet. Die in der großen Welt erforderlichen Talente, die er alle in einem ausgezeichneten Grade besitzt, haben einen leichten Firniß über die Eigenschaften seines Herzens gezogen, der aber so durchsichtig ist, wie der Firniß auf einem köstlichen Gemälde, und folglich nur dient, ihm Glanz zu leihen. Sein Geschmack ist so geläutert, und seine Kenntnisse sind so mannichfaltig, daß er mit der größten Leichtigkeit hier einen Politiker, dort einen Philosophen hier einen Dichter, dort einen Künstler, Jeden in seinem Fache unterhält, und in jedes Fach zu gehören scheint. Dabei leuchtet unverkennbar eine gewiße Gutmüthigkeit hervor, die seinem Gaste Behaglichkeit und Zutrauen einflößt. Alle die Annehmlichkeiten, welche sein Haus ihm verdankt, weis seine geistreiche Gemahlinn noch zu erhöhen, und es wird wohl kein Fremder, der das Glück gehabt hat, ihm näher anzugehören, Paris ohne eine bleibende dankbare Erinnerung verlassen.

Außer

Außer den ersten Häusern (wenn nämlich Glanz den Rang bestimmt) giebt es auch noch manche, die in anderer Hinsicht Anspruch auf diesen Rang mit Recht machen dürften, und in welchen den Karten wie der Langenweile der Zutritt versagt ist. Dahin gehören z. B. die Häuser mehrerer Staatsräthe, die bekanntlich größtentheils aus dem Stande der Gelehrten gewählt worden. Des edlen Lagrange habe ich schon irgendwo erwähnt. Ihm gleicht Fourcroy, der den Ruf eines großen Gelehrten mit dem eines hinreißenden Redners verbindet, und die gewählteste Gesellschaft an seiner runden Tafel sammelt. Auch Perrēgaux, der erste Banquier der Regierung, weis durch anspruchlose Gastfreiheit sein Andenken dem Fremden lieb zu machen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Häuser nennen wollte, wo ächt französische Urbanität die Geselligkeit fesselt; es sind ihrer viele, und doch bleiben sie nur Ausnahmen, denn die Wuth, große Zirkel zu bilden, ist allgemein.

Einige große Maler und ihre Atteliers.

Der Ruhm von Davids Sabinerinnen ist schon durch ganz Europa geflogen, und hat nicht zu laut geblasen. Es ist ein herrliches Gemälde! Krittler tadeln Manches, z. B. die Stellung des Römers, und was weis ich was sonst noch. Ich habe vor lauter Genusse nicht zum Tadeln kommen können. Der angreifende Sabiner ist die Schöpfung eines großen Meisters! und wie poetisch ist das Bild gedacht! welch' eine lebendige Einbil-

dungs-

dungskraft hat es hervorgezaubert! — Die Weiber rollen ihre Kinder zwischen die Streitenden — da hat sich ein zartes Weib um die Kniee des Sabiners geschmiegt — kann der rauhe Mann ihr widerstehen? — Ha! ein Bild voll schmerzlichen Lebens; und dennoch hat das Genie des Meisters ein Mittel gefunden, einen Kontrast von heiterer Ruhe anzubringen — wie? wird man schwerlich errathen, und es ist doch so natürlich. Zwischen den Füßen des Römers liegt Eines der hingeworfenen Kinder, welches eben seine erste Zähne zu machen scheint, und deßhalb ganz unbefangen mit dem Finger im Munde spielt. Dieß zarte spielende Kind unter dem wuthschnaubenden Helden macht großen Effekt.

Wenn die deutschen Künstler konsequent sind, so dürfen sie das Bild freilich nicht loben, denn es sind wahrhaftig noch mehr Kinder darauf, als in meinen Hussiten vor Naumburg vorkommen. Da nun dieses Stück, besonders der Kinder wegen, so gründlich bespöttelt worden, so hoffe ich, werde es dem wackern David nicht besser ergehen, denn er und ich haben ganz aus der Acht gelassen, daß bei Darstellung einer Geschichte, in welcher Kinder die Haupttriebfeder der Handlung sind, durchaus keine Kinder sich zeigen müssen.

Man bezahlt, um die Sabinerinnen zu sehen, eine Kleinigkeit beim Eintritt, und kann zugleich eine Broschüre kaufen, in welcher David dieses Verfahren mit dem Beispiel der Alten entschuldigt, und behauptet, daß ihm vorzüglich daran gelegen sey, die Urtheile des Publikums auf diese Weise wie Apelles zu sammeln; da mag er dann auch wohl auf manchen Schuster stoßen. — Nach andern Nachrichten soll es ihm nebenher gar nicht gleichgiltig seyn, auf diese Weise bereits 60000 Livres eingenommen zu haben.

In-

Indessen stehen noch ein paar Bilder in seinem Atelier, die wohl so Viel werth sind, als die Sabinerinnen, und die er einem Kunstliebhaber gratis zeigt. Die Horazier, die eben den feierlichen Schwur aussprechen, möchten wohl, in Hinsicht auf Komposition, Simplizität und Kraft, den Sabinerinnen noch vorzuziehen seyn: denn vielleicht ist es wahr, was Manche den Sabinerinnen vorwerfen, daß man beim Anblick, besonders des Römers, sich nicht enthalten kann, an die französische Oper zu denken. Die Hände der schwörenden Horatier sind unaussprechlich schön.

Minder hat mir Brutus gefallen, der seine Söhne zum Tode verdammt. Zwar ist der Ausdruck im Kopfe ganz gelungen, so wie die krampfige Angespanntheit seines ganzen Körpers, die bis in die Fußzehen sichtbar bleibt. Aber das Bild ist gleichsam in zwei Theile getheilt, die Mutter mit den beiden Töchtern und der Großmutter sind durch eine Säule und durch ein ausgespanntes Tuch gleichsam abgesondert. Herrlich ist die zusammensinkende Figur der einen Tochter. Vielleicht würde sie etwas zu groß seyn, wenn sie sich aufrichtete. Ist es wahr, was man gewöhnlich behauptet, daß das Verhüllen den höchsten Grad des Schmerzes ausdrücke, (woran ich doch zweifle,) so möchte es besser gewesen seyn, statt der Großmutter, die Mutter sich verhüllen zu lassen. Ein schöner Gedanke aber ist es, daß Brutus sich auf den Altar der Roma stützt, als seinen einzigen Trost in der schmerzlich erfüllten grausamen Pflicht.

Gerard.

G e r a r d.

Auch dieser brave Geschichtsmaler ist Dichter, das beurkundet sein herrlicher Belisar: denn die höchst poetische Situation, in welche er auf diesem Bilde den blinden Greis gesetzt hat, ist seine eigene glückliche, doch herzzerreißende Fiktion. Der Jüngling, welcher dem Belisar zum Führer diente, ist, durch den Stich einer Schlange verwundet, gestorben. Belisar trägt ihn fort, die Schlange hängt dem Jünglinge noch am Fuße; die Sonne ist eben im Untergehen begriffen. Der arme Blinde, seines Führers beraubt, hat in unwegsamen Gegenden den Pfad verloren, die Nacht ist da, er sucht mit dem Stocke seitwärts einen Weg, und weis nicht, daß gerade vor ihm ein Abgrund ist, dem er bereits ganz nahe steht. Das Bild erschüttert unglaublich. Der Athem stockt dem Beschauer. Man streckt unwillkührlich die Arme aus, um den blinden Greis vom Abgrund hinweg zu ziehen, oder man wendet sich schnell ab, um nicht Zeuge seines Sturzes zu seyn.

Da bei der bloßen Geschichtsmalerei die Kunst eigentlich nach Brod geht, so hat auch Gerard, wie Andere seines Gleichen, sich zum Portraitmalen herabgelassen; doch weis sein Genie jedes Portrait zu einem Tableau zu machen, das, Trotz der täuschenden Aehnlichkeit, den höhern bleibenden Werth durch seinen Pinsel erhält. Ich habe treffliche Gemälde der Art bei ihm gesehen. Die Generalinn Mürat z. B., die Schwester des ersten Konsuls, an einem Tische, halb stehend, halb sitzend, und auf dem Tische eine Wiege, mit ihrem jüngsten schlummernden Kinde, und das ältere um ihre Kniee spielend, beide Kinder völlig nackend. Auch Madame

Recamiers noch nicht vollendetes Portrait in Lebensgröße, einer Venus gleich, unter einem dünnen Schleyer ruhend, ist ein liebliches Gemälde.

Drouais.

Leider hat der Tod diesen jungen hoffnungsvollen Künstler hingerafft. Er starb zu Rom an einem hitzigen Fieber, im 25sten Jahre, eben als er Riesenschritte zur Vollkommenheit that. Er war der einzige Sohn einer wohlhabenden Frau in Paris, der Nichts von ihm übrig geblieben, als sein Marius, dargestellt in dem Augenblicke, da der Cimbrier zu ihm hereintritt, um ihn zu ermorden; ein treffliches Bild, welches er der geliebten Mutter aus Rom schickte, und welches, so Viel man auch schon dafür geboten, um keinen Preis ihr feil ist. Aber sie läßt es gern jeden Kunstliebhaber sehen, sie empfängt die Fremden, die diesen Wunsch ihr äußern, mit vieler Höflichkeit, und findet selbst einen Genuß darinn, den hier noch lebenden Geist ihres einzigen Kindes bewundert zu sehen. Wenn man das Bild lobt, so treten ihr gleich die Thränen in die Augen. — Die Gestalt des Marius ist wirklich ausnehmend schön, aber unrichtig scheint mir die Idee, daß der Cimbrier, weil er seinen Blick nicht ertragen kann, den Mantel vor die Augen hält. So drückt kein mordlustiger Cimbrier seine Ehrfurcht vor einem großen Manne aus.

Isabey.

Er ist eigentlich ein Miniaturmaler, man findet aber in seinem Attelier Stücke, derer Vollendung bewundernswürdig ist. Ich empfehle besonders einen alten Mann mit einem Jünglinge, das Vollkommenste was ich jemals in der Art gesehen habe. Madame Tallien rief aus, als sie dieß Bild sah: ça pue l'huile.

Sehenswürdigkeiten.

Ich werde unter dieser Rubrik noch Einiges kurz zusammen fassen, wovon zwar Viel zu sagen wäre, wovon aber ich gerade nicht Viel zu sagen weis.

Desaix's Denkmaal.

Es ist sehr geschmackvoll, und verziert einen Brunnen auf einem öffentlichen Platze, in dem aber noch kein Wasser ist. Die Inschriften sind kurz und kräftig. Was mir aber sehr misfällt, ist, daß man am Fuße des Denkmaals die Namen aller Derjenigen eingegraben hat, welche durch Subskription zu Errichtung desselben beigetragen. Diese steinerne Pränumerationsliste ist mir komisch vorgekommen. Glücklicher Weise ist sie so angebracht, daß die Wasserschöpfenden sie bald auslöschen werden.

Les Chevaux de Conquête.

Die berühmten vier Rosse, die manche artige Reise in der Welt gemacht, und, ich weis nicht wie lange,

sogar im Wasser gelegen haben, stehen jetzt einzeln vertheilt auf dem schönen Gitter, welches den Hof der Tuilerien vom Karousselplatze scheidet. Ich war sehr neugierig sie zu sehen, sie haben aber nur einen schwachen Eindruck auf mich gemacht. Es sind vier sehr artige Klepper, die, nach meinem Gefühl, mit den vier Rossen auf dem Brandenburgerthore zu Berlin nicht zu vergleichen sind, und die so ziemlich auf Schränke gestellten Puppen ähneln. Vielleicht schadet es dem Effekt, daß sie nicht alle viere neben einander stehen. Man hat dieß aber unter andern auch deßwegen unterlassen müssen, weil sie nicht alle mit einerlei Fuß ausgreifen, und also nur paarweise gestellt werden durften.

Der Garten der Tuilerien

ist sehr reizend und freundlich. Unter den Fenstern des ersten Konsuls ist die Luft durch lange Rabatten von Reseda mit süßem Duft geschwängert. Auf zwei schönen Bassins schwimmen majestätische Schwäne. Unzählige Statüen, zum Theil von großem Werthe, locken den Kunstliebhaber aus einer Allee in die andere. — Wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich ist, so findet man zu jeder Stunde, besonders aber um Mittag, eine wogende Menge von Spaziergängern. Alte Weiber vermiethen Stühle und Zeitungen. Fröhliche Kindergruppen spielen in der Sonne. Wer Erquickung sucht, darf nur die Terasse des Feuillant besteigen, wo ein trefflicher Restaurateur, seinen Hunger zu stillen und seinen Gaumen zu kitzeln, bereit ist. Die ehemalige Reitbahn, in welcher ich einst Mirabeau donnern hörte, ist weggerissen, und durch eine neue Straße wird der Platz von dieser Seite noch sehr verschönert werden. — Ein rüsti-

ger Spaziergänger, dem der große Garten dennoch nicht groß genug seyn sollte, kann, zwischen den herrlichen Pferdegruppen hinaus wandelnd, sich sogleich in die angränzenden elisäischen Felder begeben.

Tapetenfabrik der Gobelins.

Der herumführende Cicerone zeigt gewissenhaft den Anfang und die Fortschritte dieser Kunst; man begreift aber dennoch Wenig davon. Weberstühle hat Jedermann gesehen, und diesen gleicht auch hier der Mechanismus; wie es aber zugehe, daß diese einzelnen Fäden so herrliche Gemälde hervorbringen, das bleibt, Trotz aller Erklärung, des Anstaunens würdig. — Es waren da schöne historische Gemälde in der Arbeit, unter andern eine Iphigenia, wie sie den Orest erkennt, ein ausgezeichnet schönes Bild. — Von dem eigentlichen Kostum der Iphigenia muß man wohl keine Spur mehr haben: denn so oft ich es noch, nach der Angabe von Kunstverständigen, gesehen, in Berlin, Weimar, Paris, u. s. w. so oft finde ich es ganz verschieden. Auf dem Gemälde, vom welchem die Rede ist, ist ihr Gewand ganz weiß, sie trägt eine weiße Stirnbinde, und eine Art von Ordensband, mit Sternen und halben Monden besäet.

Die Gallerie der fertigen, zahlreichen Stücke wird Kenner und Nichtkenner befriedigen. Die Entführung der Orythia durch Boreas, und dann der Präsident Molē, unter den Frondeurs, zeichnen sich besonders aus. Alle werden jedoch durch den Mord des Admiral Coligny übertroffen. Die dahin gehörige Stelle aus der Henriade ist auf eine Tafel geschrieben und daneben aufgehängt. Die Figur des Admirals ist

seinem

seinem Geiste ähnlich, und weckt schaudernde Ehrfurcht. — Ein paar Blumenstücke und ein Fruchtstück, von einem Jünglinge von 18 Jahren, setzen in Erstaunen; man muß sich durch das Gefühl überzeugen, daß man bloß Bilder vor sich hat.

Diese Fabrik erfordert großen Aufwand, und muß von der Regierung ansehnlich unterstützt werden; auch ist diese es wohl, die der Fabrik den meisten Absatz verschafft, indem ihre erste Beamte sich keiner andern Tapeten bedienen, auch oft Geschenke am fremde Höfe damit gemacht werden.

Die Feuermaschine,

durch welche das Wasser aus der Seine heraufgepumpt wird, kann nur Derjenige zu besuchen wünschen, der Lust hat, sich einen deutlichen Begriff von der Hölle der Alten zu machen. Da sind Ixions Räder und Ketten, und die Fässer der Danaiden, und die schwarzen unterirdischen Gestalten. Halb gebraten und durch die fürchterlichen Schläge des Eisens betäubt, flieht man aus dieser Werkstätte des Vulkans, deren Mechanismus überdieß so zusammengesetzt ist, daß man mancherlei Vorkenntnisse mitbringen müßte, um Nutzen aus dem Beschauen zu ziehen. Dasselbe gilt auch zum Theil von der

Fabrik der Gebrüder Perrier.

Hier werden Kanonen gegossen, und eine Menge anderer Maschinen verfertigt, z. B. die englischen Maschinen zu der Baumwollenspinnerey. Sie waren, soviel ich davon verstehe, sehr gut gemacht, und kosten, nach Maaßgabe ihrer Größe, so viel Louis, als Spulen daran befindlich sind. Ein Mann und ein Kind setzen sie in

Bewegung. — Die Fabrik ist von großem Umfange; wenn man aber nicht schon vorher Etwas davon versteht, so gafft man bloß und lernt Wenig. Weit unterhaltender ist

Die Spiegelfabrik,

welche 600 Menschen lustig und lebendig beschäfftigt, und wo man reine, klare Spiegel, von 9 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite sieht.

Die Bastille.

Der Platz, wo dieses Werkzeug gesetzloser Herrschaft einst gestanden, wird immer merkwürdig bleiben. Mauern, Graben und Thore, sind noch vorhanden, auf dem ganzen innern Raume aber ist Brennholz aufgestellt. Ich mag die Sage nicht verbürgen, welche behauptet, ein republikanischer Held habe den Verlust der Bastille schon mehreremale herzlich beklagt. Ey nun! da ist ja noch der sogenannte Tempel, wo Ludwig XVI. gefangen saß, und der auch Raum für manchen Unglücklichen hat. Er ist mit so hohen Mauern umgeben, daß man seine vier Thürme, die einen fünften einschließen, nur in einiger Entfernung erblickt. Der schrecklichen Vergangenheit gedenkend, ergreift hier eine finstere Wehmuth den Vorübergehenden.

Das physikalische Kabinet des Professor Charles,

in welchem er auch seine Vorlesungen hält, sollte von keinem Fremden unbesucht gelassen werden, denn es ist eines der schönsten und vollständigsten in Europa. Die

Elek=

Elektrisirmaschine ist so ungeheuer groß, daß, wenn sie nur eben in Bewegung gesetzt wurde, sich in einer Entfernung von zwei Schritten die Haare auf meinem Kopfe empor sträubten. Das Rad hält fast 5 Fuß im Durchmesser. Hier findet man alle Instrumente für Physik, Mechanik, Optik, Akustik, u. s. w. auch ein Weltsystem, welches aber dem in Berlin weit nachsteht. Man versäume auch nicht einen Blick in die Camera obscura zu werfen, denn da das Kabinet im Louvre sich befindet, so gewährt das beständige Gewühl in dieser Gegend einen sehr belustigenden Anblick. — Charles war bekanntlich Einer der ersten Luftschiffer, und die Gondel, in welcher er seine Reisen vollbracht, ist auch hier zum Andenken aufgehängt.

Das Hotel Dieu

wird von Sachverständigen nicht sehr gerühmt. Ich fand die meisten Betten leer, weis aber nicht, ob aus dem wünschenswerthen Mangel an Kranken, oder aus andern Ursachen. — Eine Inschrift in Marmor, auf Befehl des ersten Konsuls eingegraben, sollte die Verdienste zweier Männer, Desault und Bichat, verewigen, derer Erster der Wiederhersteller der Wundarzneykunst genannt, und dem Letztern große Verdienste um die Arzneykunde zugeschrieben wurden. — Ich kann dergleichen Ermunterungen zu Tugenden und Thaten nicht genug rühmen, und begreife nicht, wie es zugeht, daß man derer in Deutschland so wenige findet. Ja, ich muß leider bekennen, daß die Deutschen nicht einmal empfindlich für solche Denkmäler zu seyn scheinen. Wenn das ist — freilich, dann ist auch die Errichtung derselben ganz überflüßig: denn der Todte, den sie ehren,

ist dahin; und der Lebende, den sie zur Nacheiferung anfeuern sollen, bleibt kalt, wie der Marmor. — Eine ältere Inschrift rühmt, daß ein vornehmer Mann aus der Familie Bellievre sterbend verordnete, all' sein prächtiges Hausgeräth zum Dienste der Kranken im Hotel Dieu umzuformen. Das ist nun wohl ganz gut; aber, da er selbst es doch nicht mehr brauchen konnte, so war das Opfer nicht groß, und verdient wohl kein Ehrendenkmaal. Wir würden ja vor lauter Denkmälern bald nicht mehr gehen können, wenn sie an solche Handlungen verschwendet werden dürften. — Uebrigens ist das Hotel Dieu mit der Charité in Berlin gar nicht zu vergleichen; aber — es giebt in Paris sehr viel dergleichen Hospitäler, in Berlin nur eins. Ob es besser sey, die wichtige Sorge für hilflose Kranke unter mehrere zu vertheilen, oder nur einem anzuvertrauen? Diese Frage verdient Erörterung, führt aber zu weit.

Findelhaus. (Hospice de la maternite.)

Hier fand ich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, die nämliche alte Nonne wieder, die schon vor dreizehn Jahren durch ihre unbeschreibliche Muttersorge mich so gerührt hatte. Nur in weltlichen Kleidern fand ich sie jetzt, und auch nur die Kleider waren verändert an ihr. Durch Glauben und Vertrauen auf Gott war sie allen Stürmen der Revolution glücklich entgangen. Die andern Nonnen hatten sich furchtsam zu ihren Familien zurückgezogen; und eben wollte auch sie, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, das Kloster traurig verlassen, als ihr auf der Treppe ein Volksrepräsentant entgegen trat, sie ersuchend, zu ihren Beschäfftigungen zurück zu kehren. Anfangs weigerte sie sich dessen; als

man

man sie aber versicherte, sie solle in ihrem Glauben ungekränkt bleiben, und, die Ordenstracht ausgenommen, nach Gefallen leben, da kehrte sie muthig wieder um. Freilich erinnert sie sich mit Wehmuth des schönen Klosters, das sie räumen mußten, und für das ihre jetzige Wohnung keinen Ersatz gewährt, aber sie ist dennoch heiter und zufrieden, im Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Ich fand wenige Fündlinge, denn sie werden, der großen Sterblichkeit halber, gleich aufs Land gegeben; nur die, welche am selbigen Morgen, und wenige Tage vorher gebracht worden, lagen in reinlichen warmen Betten. — In einer Reihe von artigen Zellen, auf einem langen Gang, warteten die Ammen auf Fündlinge, und säugten indessen ihre eigene Kinder. Die weibliche Bedienung des Hauses bestand aus lauter groß gezogenen Fündlingen. Ordnung, Sauberkeit, Freundlichkeit, Alles war wie vormals.

Das Waisenhaus,

nicht weit vom Jardin des plantes, beherbergt 1100 Kinder, wovon 600 bereits mit nützlichen Arbeiten beschäfftigt werden. Ein Theil wird zu Soldaten erzogen, und diese stehen auch bereits Schildwach mit Ober- und Untergewehr. Die meisten sehen gesund und froh aus. Ihr Brod ist gut und schmackhaft. Ueberall herrscht Reinlichkeit. Das Gebäude ist sehr weitläuftig. Die Schlafsäle sind luftig, doch scheinen mir die Betten einander zu nahe zu stehen. Die Schule ist in mehrere Klassen getheilt. In einer derselben, wo das Schreiben gelehrt wird, fand ich eine Menge Vorschriften angeheftet, die sehr zweckmäßig aus kurzen faßlichen Sentenzen bestanden. (In Deutschland muß die liebe Jugend noch an

vielen Orten mit biblischen Sprüchen sich behelfen, und Davids Geschlechtsregister auswendig lernen.) Ganz passend waren indessen auch hier nicht alle Vorschriften: manche giengen wohl über die Begriffe der Kinder, manche konnten auch nachtheilig wirken; z. B. die Versöhnung mit einem Feinde ist selten von Dauer. — Leider eine Wahrheit! aber was soll der Knabe damit machen? — Merkwürdig ist, daß die Kirche dieses Waisenhauses, vermuthlich an Schätzen leer, während der Revolution unberaubt und unberührt geblieben.

Das Haus der heiligen Perine.

ist ein neues, treffliches Institut. Um darinn aufgenommen zu werden, muß man entweder alt oder kränklich seyn. Darinn gleicht es andern Hospitälern; aber wodurch es sich von allen andern unterscheidet, und dem Geiste unsers Zeitalters Ehre macht, ist folgendes: Durch eine leichte Ersparung in jüngern Jahren verschafft es dem hilflosen Alter ein sicheres Eigenthum, und bedarf keiner Unterstützung von der Regierung. Jeder nämlich, der unterzeichnet, bezahlt zwischen dem 30sten und 40sten Jahre monatlich zwei Franken, zwischen 40 und 50 drei, zwischen 50 und 60 vier, zwischen 60 und 70 neun Franken, zusammen eine Summe von 2160 Franken, und das ist sein lebenslängliches Eigenthum. Tritt er nach dem 30sten Jahre ein, so muß er dennoch das Versäumte nachzahlen. Doch erleichtert die Administration Unbegüterten die Zahlung gern. Wirklich in das Haus ziehen kann der Unterzeichnete nicht früher als in seinem 70sten Jahre, es wäre denn, daß er schon vorher krank und hilflos wäre.

Im Hause hat Jeder sein eigenes, niedliches Zimmer,

mer, (das ihm nach seinem Geschmack auszuschmücken frei steht) mit einem im Fenster sinnreich angebrachten Kamin; aufmerksame Bedienung, am Tische (jede Tafel zu 12 Kouverts) das beste Brod und Fleisch. Des Morgens um 8 Uhr empfängt er ein Brod, um 1 Uhr Suppe, Rindfleisch und Zugemüse, um 7 Uhr Abends Gemüse, Früchte, Käse, weißes Brod, so viel ihm beliebt, jede Mannsperson täglich eine Bouteille, jedes Frauenzimmer eine halbe Bouteille Wein. — Alle Monat liefert ihm die Wäscherinn ein paar reine Bettlaken, alle 5 Tage ein Hemde, Halstuch, Schnupftuch und ein paar Strümpfe. — Für die Kranken wird in besondern Zimmern gesorgt. Das Haus unterhält einen Apotheker, Arzt, Wundarzt, Krankenwächter. — Was einer an Mobiliarvermögen mitbringt, erbt bei seinem Tode das Haus. — Eine hohe gesunde Lage in der Straße Chaillot und anmuthige Gärten vermehren die Annehmlichkeit des Hauses im Sommer, im Winter ein Gesellschaftssaal, in welchem Zeitungen und Journale liegen. — Das Resultat ist: ein Mensch müßte wohl sehr arm seyn und sehr Wenig verdienen, wenn er nicht im Stande seyn sollte, in einem Zeitraume von vierzig Jahren etwa 600 Thaler zurück zu legen. Für eine jährliche Ersparniß von 15 Thaler also, erwirbt er sich — nicht etwa Anspruch auf Barmherzigkeit — sondern ein Recht, in seinen alten Tagen anständig versorgt zu werden. Er genießt im Alter kein Almosen, sondern die Früchte seines Fleißes. Welch ein Trost für zartfühlende Seelen! — Man kann auch für Andere unterzeichnen, wie bereits von Vielen geschehen, und gute Herrschaften finden hier ein treffliches Mittel, alte treue Diener zu versorgen.

Die ersten Klassen der Einwohner von Paris haben sich für diese Anstalt interessirt. Zu dem Konseil, welches sich dafür gebildet hat, gehören der Präfekt des Seinedepartements, der Polizei-Präfekt, der Erzbischof von Paris, der Bankdirektor u. s. w. Der erste Konsul hat für 30 Plätze, seine Mutter für 4, und seine Gemahlinn für 25 unterzeichnet. Der zweite Konsul hat 10, der dritte 15, die verschiedenen Minister jeder 10 Plätze u. s. w. Auch manche Ausländer sind unter den Subskribenten, z. B. die russischen Generale Sprengporten und Chitroff, der russische Kammerherr v. Balk, der Sekretair des Großfürsten Konstantin Salrapeßnoff, u. s. w.

Der Münzpalast. (Hotel des monnayes.)

Hier hält in einem großen, schönverzierten, auf Marmorsäulen ruhenden Saale der berühmte Le Sage chemische Vorlesungen, dessen Büste seine dankbare Schüler im Nebenzimmer aufgestellt haben. Das Viereck des Saales ist in der Mitte zirkelförmig durch Glasschränke abgetheilt, in welchen auf der auswendigen Seite ein treffliches Mineralien-Kabinet verwahrt wird. Der inwendige Raum ist für die Zuhörer mit bequemen und eleganten Bänken besetzt. Hinter dem Katheder stehen in einer Art von Höhle zwei egyptische Bildsäulen und zwischen ihnen alle zur Chemie gehörige Oefen, Instrumente u. s. w. Eine breite Gallerie läuft um den Saal, und mehrere Zimmer gränzen an denselben. Man findet da viele Modelle von Fabrikgebäuden und Maschinen; alle Werkzeuge des Bergbaues im Kleinen; Schüsseln von dem berühmten Töpfer Palissy, der vor 300 Jahren lebte, der größte Chemiker seiner Zeit war, und

nie

nie einen andern Titel annehmen wollte, als den: Meister Töpfer.

Die chirurgische Schule.

Ein prächtiges Gebäude. Das Innere entspricht dem Aeußern. Die mit Wachs ausgespritzten Präparate sind erstaunenswürdig; doch hab' ich bey dem Geheimenrath Loder in Halle sie eben so gut gesehen. — Eine Menge in Wachs sehr täuschend nachgeahmter Krankheiten, unter andern ein vom Krebs zur Hälfte weggefressener Kopf, das Original liegt dabei, gräßlich zu betrachten, und der Mensch hat dennoch gelebt, und hat immer noch leben wollen. Alles Essen wurde ihm, Gott weis wie, in die Gurgel geflößt, denn Mund, Nase, Backen, Zähne, Alles war weg; und dennoch hat er immer noch leben wollen. Welch eine Zauberei liegt dann im Daseyn! da selbst Der es nicht fahren lassen will, der ihm täglich fluchen muß. — Skelette, Köpfe und Gebeine giebt es hier bei Hunderten, Misgeburten aller Art, zusammengewachsene Kinder, auch Eins mit einem Krötenkopfe. Wenn ich ein solches elendes Geschöpf sehe, höre ich auch immer den Jammer der armen Mutter, die mit Schmerzen gebahr, und nun, da sie den Lohn überstandener Leiden an den vollen Mutterbusen drücken will, sich plötzlich von einem Krötenkopfe angrinsen sieht.

Allerlei Kuriositäten sind auch zu schauen: die Kopfhaut des berüchtigten Cartusch; der Zwerg des Königs von Polen, Bebe, in Wachs geformt, mit seinen eignen Kleidern angethan; das Skelett des vor einem Jahre verstorbenen Mannes, der weder Arme noch Beine, sondern nur Hände und Füße hatte, die gleich oben am Ellenbogen und unten am Leibe angewachsen waren

ren — alle Steine die in thierischen Körpern gefunden werden. Es sind fürchterlich große Steine von Menschen darunter. — Das Schaf, vom ersten Augenblicke seiner Entstehung, bis zu seiner Geburt, in mehr als fünfzig Epochen. — Eine kostbare Sammlung von chirurgischen Instrumenten aller Art, auch eine große Bibliothek, die doch nicht aus lauter zur Wissenschaft gehörigen Werken besteht, denn ich fand zu meiner Verwunderung auch hier wieder Voltairs Werke. — Das ganze Lokal, so schön und groß es bereits ist, wird dennoch in diesem Augenblicke noch sehr erweitert. — Ich will bei dieser Gelegenheit sogleich einige Worte über die

Veterinairschule zu Charenton

einschalten. Sie ist eine Schöpfung des Exministers François de Neufchateau, und wurde anfangs sehr unterstützt, geräth aber jetzt immer mehr in Verfall, weil Geld fehlt, und sich Niemand darum bekümmert. So geht es leider, nach der Versicherung wohlunterrichteter Leute, mit vielen hiesigen Instituten, die glänzend wie Meteore heraufsteigen, und eben so zerplatzen. So gieng es unter andern einem kleinen Hospital, welches zu der école de medécine gehörte, und zur Vervollkommnung der Zöglinge errichtet worden war, daher es auch le perfectionnement genannt wurde. Man richtete mehrere Säle dazu ein, ein Chirurgus wurde dabei angestellt, Alles gieng eine kurze Zeit recht gut, und nun liegt Alles wieder im Schlummer begraben.

Das Institut der Blindgebohrnen

ist, seitdem ich es nicht sah, noch erweitert worden. Man hat nämlich mit den 300 Blinden (quinzevingts),

die Lehranstalt für junge Blinde vereinigt, in welcher sie zu allerlei Manufakturarbeiten, oder was ihnen sonst zu lernen möglich ist, angewiesen werden. Vom bloßen Gefühle geleitet, lesen und drucken sie noch, wie vormals, haben ihre geographische Karten en relief, ihre Musiknoten deßgleichen, lieben die Musik ganz besonders (weßhalb man auch in ihren Schlafsälen fast Nichts als musikalische Instrumente sieht) gehen überall frei umher, ohne sich zu stoßen, sind immer lustig und guter Dinge. Die Mädchen spinnen. Der Unterhalt dieser glücklichen Elenden schien mir aber bei weitem nicht so gut, als z. B. der der obenerwähnten Waisenkinder. Das Haus ist groß und schmutzig. Man zeigt weniger Achtung darinn vor dem Publikum als sonst allgemein in Paris. Ich wollte einer öffentlichen Sitzung beiwohnen, sie war um 12 Uhr präzise angesagt. Das Wort präzise wird hier oft sehr uneigentlich gebraucht. Es war halb Eins, als ich hinkam, da saßen die Blinden noch und stimmten ihre Geigen. Jeder spielt sein eignes Stückchen, und das währte so lange, und war so höllisch anzuhören, daß sie mich endlich nach 1 Uhr mit ihrer Teufelsmusik wirklich davon jagten, als die Sitzung noch immer nicht eröffnet war. — Verschiedene ihrer Fabrikate lagen ausgebreitet, Bettdecken u. dgl.

Das Prytaneum.

Ursprünglich ist diese Erziehungsanstalt für solche Knaben bestimmt, derer Väter auf dem Bette der Ehren fürs Vaterland starben, und denen nunmehr die dankbare Nazion den Vater ersetzt. Es werden aber auch Pensionairs aufgenommen, welche für Unterricht, Kost und Kleidung jährlich die sehr mäßige Summe von

1000 Livres bezahlen, und, wenn sie sich auszeichnen, dem Gouvernement bei ihrem Austritte besonders empfohlen werden. Der Zöglinge sind überhaupt 450. Der Direktor der Anstalt ist ein sehr wackerer Mann, Namens Champagne. Sämmtliche Lehrer, so viele ich davon gesehen, sind feingebildete Leute, und zuvorkommend bereit, Alles zu zeigen, Alles zu erklären. Die sehr weitläuftigen, vormals den Jesuiten gehörigen Gebäude, enthalten mehrere große Höfe, derer sich die Jugend zu Spielplätzen bedient. Die verschiedenen Klassen, die Schlaf= Speise= Zeichensäle, die Küche, Alles war geräumig, luftig, reinlich. Nur die Kleinern schlafen in Sälen beisamen, unter Aufsicht von Lehrern und Bedienten; die Größern haben Jeder seine eigene Schlafkammer, eine seltene aber treffliche Einrichtung.

Die Zöglinge werden sehr gut genährt. Ich ließ mir ein Stück von ihrem Brode reichen; es war besser und weißer als bei dem ersten Restaurateur Naudet im Palais royal. Alle sehen aber auch gesund und frisch aus — Eine schöne Bibliothek von 3000 Bänden ist besonders reich im Fache der Geschichte. Man verdankt diese Bibliothek dem Minister Benezech, denn die vormalige war in der Revoluzion ganz verschleppt und zerstreuet worden.

Ich habe das Prytaneum mehreremale besucht. Als ich zum erstenmale dahin kam, schlug die Uhr gerade Eins und das Hofgitter wurde eben geschlossen, weil die Zöglinge vom Essen kamen, und nun Erlaubniß hatten, eine Stunde auf den Höfen herum zu spazieren, zu rennen, sich lustig zu machen. Der Thürsteher fragte mich, ob ich Geduld haben wolle, bis die Rekreationsstunde vorüber sey? Ich bejahte es, und er führte mich

in

in ein Sprachzimmer, wo ich Langeweile befürchtete; doch mit Unrecht, denn hier war ich Zeuge von Szenen, die mir nie wieder aus dem Gedächtniße kommen werden. Es war nämlich die Stunde, in welcher die verwittweten Mütter ihre Söhne besuchen. Der Saal schien darauf eingerichtet, eine Menge kleiner einzelner Gruppen zu fassen, denn es standen rings umher wohl ein Dutzend kleiner, grünbeschlagener Tische, um jeden einige Stühle. Die Mütter hatten sich schon eingefunden, sie waren Alle früher da, als die Stunde schlug, Mutterliebe eilt der Zeit voraus. Mit Sehnsucht und Erwartung waren ihre Blicke auf die Thüre geheftet. Ein Sohn nach dem andern wird gerufen. Er tritt ein, sein Blick schweift hastig umher, dann rennen Mutter und Kind einander in die Arme. Die Eine nahm ihren Sohn, einen derben Buben, von wenigstens 12 Jahren, auf den Schoos, und herzte ihn wie ein säugendes Kind. Eine Andere saß mit dem Liebling am Tische, sie hatte ihm Kastanien mitgebracht, die er mit großer Eßlust verzehrte, während sie still weinte, und sich alle Augenblicke die Thränen verstohlen abtrocknete. Eine Dritte emfieng fröhlich ihren fröhlichen Sohn, der aber kaum einen Augenblick am Mutterbusen gelegen hatte, als er zuerst bitterlich zu weinen begann. — Alle Mütter hatten Etwas mitgebracht, in Ridikules, Schnupftüchern, Körben, Servietten. Manche Söhne nahmen das fröhlich hin, bei manchen trocknete es die Thränen nicht. Ein paar Knaben, die vermuthlich ganz verwais't waren, saßen ernst an einem Tische, und hörten einem bejahrten Manne zu, der sehr gütig mit ihnen sprach, vielleicht ein Freund ihrer verstorbenen Eltern. Ihre Blicke schweiften immer nach den von ihren Müttern

tern geliebkosten und beschenkten Kameraden. — Auch eine Menge Schwestern, große und kleine, hatten sich eingefunden, doch sah ich keine darunter gerührt. Geschwisterliebe ist ein Werk der Gewohnheit und nicht der Natur.

Sehr schnell verflog mir diese Stunde, Niemand nahm Notiz von mir, Alle waren nur mit sich beschäfftigt, ich konnte ungestört beobachten. Endlich erschallte der Ruf der Trommel, noch eine letzte Umarmung, und Alles zerstreute sich. — Der Sprachsaal war einfach, aber zweckmäßig, durch Büsten berühmter Franzosen verziert, zwischen welchen Zeichnungen und Risse hiengen, die von Zöglingen, des Hauses verfertigt worden, und welchen man, als Belohnung, diesen Platz angewiesen hatte. — Ich wünschte eben so viel Gutes von der

Polytechnischen Schule.

erzählen zu können, aber ich weis Nichts weiter von ihr zu sagen, als daß die jungen Militairs daselbst zu Ingenieurs, Wegbaumeistern u. s. w. gebildet werden. Es scheint, daß wenige Fremde dergleichen Anstalten besuchen: denn man schickte mich lange von Einem zum Andern; der Eine empfing mich grämlich, der Andere freundlich, aber Jeder schickte mich zum nächsten Nachbar; und kurz, nachdem ich eine Stunde mich von Hof zu Hof, von Gang zu Gang vergebens herumgetrieben, fuhr ich weiter.

Das Athenäum von Paris,

ist ein seit 19 Jahren bestehendes vortreffliches Institut, zu welchem sich die Herren jährlich mit 96 Franken, und die Damen mit 48 Franken abonniren. Dafür erhalten

halten sie nicht allein das Recht, täglich von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, in den schönen Sälen des Athenäum unter gewählter Gesellschaft zuzubringen, und alle daselbst befindliche periodische Schriften zu lesen, ferner, den gutbesetzten Konzerten beizuwohnen, die monatlich zweimal gegeben werden, sondern — was die Hauptsache ist — sie können dafür auch fast alle Wissenschaften und Sprachen bei den besten Lehrern und Meistern erlernen: denn Montags lesen Fourcroy und Mirbel daselbst über Chemie und Botanik; Dienstags Biot, Cüvier, Boldoni, Physik, Naturgeschichte, italiänische Sprache; Mittwochs Lavit, Sicard, Roberts, Perspektive, Grammatik, englische Sprache, auch ist derselbe Tag musikalischen Unterhaltungen bestimmt. Donnerstag Garat und Thenard, Geschichte und Chemie; Freitag Hassenfratz, Guinguené, Boldoni, Technologie, Literargeschichte, italiänische Sprache; endlich Sonnabends Biot, Süe, Vigée und Robers, Physik, Anatomie, schöne Literatur, und englische Sprache.

Jeder Abonnent erhält Sonntags in seiner Wohnung ein Bülletin von den Arbeiten der künftigen Woche; auch hängt in einem der Säle eine Tafel, auf welcher man lesen kann, was man täglich zu erwarten hat. Die Damen können, wenn sie wollen, sich in ein für sie ausdrücklich bestimmtes Zimmer zurückziehen. Außer den meist berühmten Männern, welche als Lehrer bei diesem Institute angestellt sind, giebt es noch viele Andere, die zwar nicht eigentlich dazu gehören, aber mit Vergnügen dann und wann ihre Geistesfrüchte da vorlesen. — Eine artige Bibliothek, die beständig mit den

neuesten interessantesten Werken vermehrt wird, steht gleichfalls zum Gebrauche offen. Kurz, es ist wohl unmöglich, sich für kaum fünf Friedrichsd'or acht Monate lang ein mannigfaltigeres und geistreicheres Vergnügen zu verschaffen. — Als Gast kann jedoch Niemand eingeführt werden, und es war allerdings eine große Auszeichnung, daß man bei mir eine Ausnahme von der Regel machte. Ich war bei der dießjährigen Eröffnung der Sitzungen gegenwärtig. Garat, als Präsident, machte die Einleitung, Ginguené las über die neuere Literaturgeschichte, Baour-Lormian gab eine Nacht von Young in Versen zum Besten. Ein großes Konzert machte den Beschluß. Indessen habe ich von alle Dem sehr wenig Vortheil ziehen können, denn ich kam etwas zu spät, und fand den Saal so entsetzlich von Menschen überfüllt, daß ich mich nicht ins Gedränge wagen mogte, und folglich mir in der Ferne wenigstens aller Zusammenhang verloren gieng.

Das Athenäum der Fremden,
(Athenée des étrangers.)

ist eine ähnliche Einrichtung, doch bloß mit Hinsicht auf die schönen Wissenschaften. In einer Sitzung z. B. las Cailhava über die tragische Deklamation; Lantier eine Erzählung in Versen, die undankbaren Kinder; Baour-Lormian Narizssens Tod nach Young; Murville eine Nachahmung einer Juvenalschen Satyre; Lanceival Deidamirens Lebewohl an Achil, und Chazet eine poetische Epistel. — Die Herren abonniren sich mit 72 Franken, die Damen mit 42. Hier werden auch Bälle und Konzerte gegeben.

Es

Es giebt noch mehrere dergleichen Einrichtungen in Paris, die bald mehr bald minder vorzüglich sind, und man muß doch in der That bekennen, daß kein Ort in der Welt, London nicht ausgenommen, so viele Geistesnahrung um so wohlfeile Preise darbietet. — Die Académie de legislation, und besonders das Collège de France, verdienen hier gleichfalls erwähnt zu werden. Wenn aber in dem letztern eine Vorlesung Delille von angekündigt worden ist, so rathe ich einem Jeden, sich 14 Tage vorher mit einem Einlaßbillet zu versehen, denn drei Tage vorher ist keines mehr zu haben.

Die Bibliothek des Arsenals

enthält in vielen, eben nicht großen Sälen und Zimmern 135000 sehr wohl geordnete und kondizionirte Bände. Drei Zimmer sind voll Manuskripte, wovon freilich wohl die wichtigsten schon benutzt worden, doch aber noch manche interessante Nachlese zu halten wäre. Sie soll, wie es heißt, nach dem Palais Luxembourg transportirt werden, denn der Erhaltungssenat will doch auch seine eigene Bibliothek haben. Da, wo sie jetzt ist, enthält sie noch eine besondere, nicht zu transportirende Merkwürdigkeit, nämlich ein Zimmer und ein Kabinet, welche Sůly bewohnte, beyde getäfelt, und im alten Geschmack reich vergoldet. Ueber dem Kamin befindet sich noch ein eingesetzter Spiegel, von den ersten, die aus Venedig gebracht worden, der damals sehr kostbar seyn mogte, heutzutage aber für eine Kammerjungfer zu klein wäre. Man erkennt sein Alterthum an den geschliffenen Seiten. Vor diesem Kamin mag Sůlly oft mit Heinrich IV. gesessen haben. — Rings umher sind die Bilder starker und tapferer Frauen aus alten und

neuern Zeiten, gemalt, unter Andern die Jungfrau von Orleans.

Die Mazarinsche Bibliothek.

ist 120000 Bände stark, in einem sehr artig dekorirten Saale aufgestellt, aber 5000 Bände liegen noch auf der Erde, denn man hat einen zweiten Saal, ich weis nicht zu welchem Gebrauche, der Bibliothek entzogen. Schöne antike und moderne Büsten stehen rings umher; was aber am merkwürdigsten, ist ein ex voto mit phönizischer Schrift, welches die Tyrier bei einem Schiffbruche gelobet hatten. Da die griechische Uebersetzung darunter steht, so hatte der Abbē Barthelemi, mit Hilfe derselben, einen Theil des phönizischen Alphabets wieder hergestellt.

Das Observatorium

ist ein großes, sehr bequem eingerichtetes Gebäude, mit gewaltigen Souterrains. Hier steht unter Andern ein 22füßiger Teleskop mit einem Spiegel, der 22 Zoll im Durchmesser hat, aber nicht von Platina ist, wie ich anfangs glaubte. Das Gerüste, auf welchem er ruht, sieht schwer und unbehilflich aus, ist aber durch einen einfachen Mechanismus so eingerichtet, daß ein einziger Mensch die ganze ungeheure Maschine nicht allein hin und her leicht bewegen, sondern auch hinaus auf die Platteforme schieben kann. — Auf dem Dache wurden eben recht artige Kabinetchen zu Beobachtung der Kometen erbaut. — Die Aussicht über Paris ist hier schön.

Eine große, vortreffliche Sammlung von Maschinen und Modellen

sollte kein lernbegieriger Fremder unbesucht lassen. Sie ist in mehrern ungeheuern Sälen aufgestellt, und man findet hier alle Maschinen und Geräthschaften modellirt, die zur Landwirthschaft oder häuslichen Oekonomie gehören, Pflüge, Windmühlen, Feuerspritzen, Bienenkörbe, Spinnmaschinen, Kochöfen, Brunnen, Wagen, u. s. w. Diese treffliche Anstalt, die noch nicht ganz in Ordnung ist, und noch ansehnlich vermehrt werden soll, wird zu meinem Erstaunen wenig besucht, und es kostete mich viele Mühe, sie auszufragen.

Das Panstereorama.

Hier sieht man in zwei Sälen, Paris, Lyon und London, en relief schön gearbeitet. Bei den ersten beiden Städten sind sogar die Ungleichheiten des Terrains beobachtet, und diese artige Kunst gewährt allerdings eine sehr lebhafte Vorstellung des gewählten Gegenstandes. Mehrere Panorama's übergehe ich, als bekannt, mit Stillschweigen.

Das Kupferstich-Kabinet.

welches mit der Nationalbibliothek vereinigt ist, gehört auch noch unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Es ist eine ungeheure Sammlung, die vielleicht nahe an eine Million Kupferstiche enthalten mag. Sie ist dabei vortrefflich klasifizirt, und ein schöner offen da liegender Katalog gewährt den Vortheil, sie nach Wunsch benutzen zu können. Auch geschieht das sehr häufig, denn man findet beständig beide Seiten einer langen Tafel

mit jungen Künstlern besetzt, die kopiren oder betrachten. Die Kupferstiche sind in großen Portefeuille's gleich Büchern aufgestellt, und in Länder abgetheilt. Jedes Land hat dann wieder seine Unterabtheilungen. Die merkwürdigen Portaits sind unzählig, und da sie abermals in viele Klassen (als Fürsten, Gelehrte, Künstler u. s. w.) eingetheilt sind, so kann man ein einzelnes Portrait, das man eben gerne sehen möchte, leicht auffinden. Z. B. ich wünschte Dr. Luthers Portrait, so suche ich zuerst die Seite der Wand, an welcher Deutschland aufgestellt ist, dann unter den verschiedenen Rubriken die Portraits, dann unter den Portraits die Geistlichen, diesen Band lasse ich mir herausgeben, und befriedige meinen Wunsch in wenigen Minuten. — Einst ließ ich mir zur Unterhaltung die deutschen Künstler reichen, und fand, zu meinem Erstauen, in dem nämlichen Portefeuille auch die deutschen Misgeburten und Narren, unter den letztern viele, die wir undankbare Deutsche ganz vergessen haben, doch auch manche alte Bekannte, z. B. Eulenspiegel, Hanswurst, kurz, eine Menge Narren, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie recht gescheide Leute gewesen waren.

Die Kirche St. Sulpice

ein sehr imposantes Gebäude, dessen Aeußeres, nach meiner Empfindung, einen erhabenern Eindruck hervorbringt, als das der Kirche Notre Dame. Inwendig macht die Kuppel im Hintergrunde des Tempels eine fast magische Wirkung. Durch eine große Oeffnung nämlich hinter dem Hochaltar scheinen die lichten Wolken hereinzuquillen und auf ihnen die heilige Jungfrau mit

dem

dem Jesuskinde, Alles in Marmor gehauen, aber so schön, daß in einer geringen Entfernung die Phantasie sehr glücklich getäuscht wird.

Das Palais-Royal

gleicht noch ganz dem Gemälde, welches unser Landsmann, Friedrich Schulz, einst davon entwarf. Nur der innere Hof, 320 Schritte lang und 150 breit, ist neu bepflanzt worden. Die jetzige Generazion wird es schwerlich erleben, unter dem Schatten dieser Pflanzungen zu wandern. Indessen, beschattet oder unbeschattet, bleibt das Palais-Royal doch immer ein täglicher Sammelplatz vieler tausend Menschen, und unter den Arkaden desselben ist es den größten Theil des Tages so voll, daß man nur mit Hilfe der Ellenbogen sich durchwinden kann. Kein Wunder, denn man findet hier 18 Kaffeehäuser, 10 Restaurateurs, ein halbes Dutzend Pastetenbäcker, eben so viele Viktualienhändler, mehrere Weinhändler, Eisverkäufer, Obstweiber, ein Paar Billards, eine Menge Zuckerbäcker, kurz, man kann hier essen und trinken, so viel und so delikat als irgend in der Welt. Unter Andern ist auch eine eigene Waffelbude hier, wo einige Menschen, den ganzen Tag vor dem Feuer sitzend, nichts Anders thun, als Waffeln backen, und zwar ganz vortreffliche Waffeln. In einem kleinen Stübchen, hinter der Bude, werden sie heiß aufgetragen, und, wenn man Lust hat, ein Glas Mallaga dazu. Es war mein gewöhnliches, den Magen nicht beschwerendes Frühstück. Wem das nicht genügt, der kann aus der nächsten Bude sich eine kalte Pastete von rothen Rebhühnern holen, oder sonst eine von den tausend kalten Speisen, die ihn,

höchst

höchst appetitlich für das Auge zubereitet, überall locken. — Ist er satt, so kann er, eine Treppe hoch, in schön geschmückten Sälen, mit allen möglichen Hazardspielen sich die Zeit vertreiben, und den Beutel fegen; oder er kann dem Gesange einer Syrene folgen, der aus den Fenstern des Entreesols ihm herabtönt; oder er kann in ein Lesekabinet gehen, welches ein gewißer Jorre hält, wo man stets zwei warme Zimmer findet, und, für sechs Livres monatlich, von Morgens bis Abends einige 40 Zeitungen und Journale lesen kann. Ist er auch das überdrüßig, so mag er — (man merke wohl, immer unter denselben Arkaden,) — ins Theater Montansier gehen, oder die Chinesischen Schatten des Monsieur Seraphin besuchen, (wo noch immer, wie vor dreizehn Jahren, die Russinn, die durchaus von ihrem Manne geprügelt seyn will, um dessen Liebe zu erkennen, den Parisern großen Spaß macht) oder eine Kinder- und Puppen-Komödie, oder ein Gesellschaftstheater unten im Keller. Zu meiner Zeit waren auch Pyramus und Thisbe in Wachs zu schauen, und der guten Thisbe, die sich, vermuthlich von Pyramus, in gesegneten Leibesumständen befand, konnte der Leib aufgethan, und die Lage deß Kindes gezeigt werden. Vor der Thüre stand ein Ausrufer, den man schon von ferne den ganzen Tag schreien hörte: Messieurs voyez en passant le chef d'oeuvre de l'art, curieux et intéressant, le professeur va commencer l'explication dans l'instant. Entrez! entrez! Diese Einladung wurde gleichsam nach einer Art von Melodie abgesungen, und unaufhörlich wiederholt, daß man endlich von dieser Melodie, wie von einem Gespenst, verfolgt wurde, und sie noch immer zu hören glaubte, wenn

man

man das Palais schon längst verlassen hatte. — Ernstere Unterhaltung bietet, wie ich schon oben erwähnt, einige Schritte weiter, Bertrands physikalisches Kabinet dar. — Auch das Théatre Français (das erste in Paris) ist dergestalt mit dem Palais-Royal verbunden, daß eine Fortsetzung der Arkaden trocknes Fußes bis dahin führt. — Sind alle diese Zeitvertreibe erschöpft, so wird doch wohl Einer von den zwanzig Buchhändlern, die unter den Arkaden hausen, eine pikante Nouveauté haben? — oder man giebt dem Drange der Eitelkeit nach, und läßt sich von einem Miniaturmaler porträtiren. Nicht weniger als neunzehn haben ihre Tafeln und Proben ausgehängt, gut und schlecht, wohlfeil und theuer, für sechs Livres und für zehn Louisd'or. Es sind welche darunter, die in einer Stunde ein fertiges Gemälde zu liefern versprechen, und, wenigstens was Aehnlichkeit betrifft, Verdienst haben. So habe ich z. B. das schlecht gemalte, aber wohlgetroffene Bildniß des Erbprinzen von Weimar, während meines ganzen Aufenthalts im Palais-Royal hängen sehen. — Ist man trotz allem Dem noch immer mit seiner Zeit verlegen, (welches doch schwer möglich) so gewährt das Lesen der vielen tausend angeschlagenen Zedel, und das Angaffen der schön aufgeputzten Buden, schon allein Unterhaltung: denn da sind nicht weniger als sechszehn Putzmacherinnen, zwanzig Buden mit fertigen Kleidern, dreißig mit allerlei Zeugen für Herren- und Damenputz, eine Menge der prächtigsten Quincaillerien, Glas- Porzellain- Gewehrbuden, Pitschierstecher, Kinderspielzeug u. s. w.

Hat man etwa kein Geld, um diese Herrlichkeiten zu kaufen, so giebt es hier auch zehn Leihhäuser, und

zwei

zwei Lotteriebüreaus. Die erstere geben baares Geld für gutes Pfand, und die letztern Hoffnung für baares Geld. — Kurz, man kann im Palais-Royal sich Zeitlebens einsperren lassen, und man wird, wenn man nur Geld hat, dennoch nie Etwas von allem Dem entbehren, was das Leben angenehm macht, vom Théatre français an, bis auf die Schuhputzerbude, mit der pompösen Inschrift: aux artistes réunis.

Die Kaffeehäuser wetteifern mit einander im artigen Aufputz. Eins nennt sich aux milles colonnes, (zu den tausend Säulen,) weil seine Säle etwa von einem halben Dutzend Säulen getragen werden, die sich in den Spiegelwänden rings umher zu einigen Dutzenden, und folglich Tausenden vervielfältigen. Ein anderes, au mont St. Bernard, nennt sich unique, und das Mittel, wodurch es sich auszeichnet, ist auch in der That seltsam genug. Man hat nämlich einen ziemlichen Raum des einen Saales aufgeopfert, um eine Art von Modell des Bernhardsberges dahin zu stellen, ungefähr so verfertigt, wie die Zuckerbäcker in Berlin ihre Weihnachtsausstellungen machen. Ferner sind alle Wände mit einer unendlichen Menge kleiner, in Handlung gesetzter Puppen, unter Glas und Rahmen verziert. Sie bilden zum Theil allerlei Nationen nach, und sind besonders aus Cooks Reisen entlehnt, zum Theil stellen sie auch französische Landleute aus entfernten Provinzen vor, und sind wirklich sehr gut gemacht. Allerdings kann man hier, während man eine Tasse Kaffee trinkt, sich recht angenehm unterhalten.

Der

Der Palast des Erhaltungssenats, vormals Palais Luxembourg.

Der Garten dieses Palastes giebt dem der Tuilerien wohl wenig nach (besonders seitdem er ansehnlich vergrößert worden) und prangt gleichfalls mit herrlichen Statüen. — Der Saal, durch welchen man zu der Gallerie gelangt, ist ganz mit den bekannten trefflichen Abbildungen aller französischen Häfen von Vernerit behängt, welche vormals (wie Reichardt im Guide des Voyageurs sagt) im Hotel der Marine gefunden wurden, in welchem Hotel jetzt aber gar nichts Sehenswürdiges mehr befindlich ist.

Die Gallerie selbst ist nach Rubens genannt, weil sie zu beiden Seiten fast ganz mit den großen Gemälden von Rubens angefüllt ist, welche die Lebensgeschichte der Maria von Medicis fortlaufend darstellen. Ich muß abermals aufrichtig bekennen, daß ich diesen Bildern keinen Geschmack abgewinnen kann. Ich finde darinn eine Zusammensetzung von Ideen, die dichterisch seyn sollen, und von Allegorien, die sinnreich seyn sollen, gewöhnlich aber lächerlich ausfallen. Bei Mariens Geburt übergiebt die alte Götterhebamme Lucina das Kind einem Löwen, der die Stadt Florenz repräsentirt. Bei ihrer Erziehung spielt ihr Apoll ein Stückchen auf der Baßgeige vor. Bei ihrer Verheirathung trägt Hymen ihr die Schleppe, und ein Hund ist gegenwärtig, vielleicht als Sinnbild der Treue. Bei ihrer Ausschiffung zu Marseille verrenken sich die Syrenen fast die Ribben, um das Schiff fest zu halten, und ein Triton bläst fürchterlich auf einer Muschel. In Lyon wird die Vermählung vollzogen, da erscheint sie im Ko-

stum

stum der Juno, und Heinrich IV. empfängt sie als Jupiter. Bei der Geburt Ludwig des XIII. überreicht ihr die Fruchtbarkeit noch ein ganzes Nest mit fünf kleinen Kindern, als Prophezeiung, daß sie derer noch so viele auf die Welt setzen werde. Bei ihrer Krönung sind wieder einige Hunde geschäfftig. Bei der Apotheose Heinrich des IV. rauft sich Bellona die Haare aus, und es giebt auch da ein paar derbe Hunde, die überhaupt auf den meisten dieser Bilder zu Hause sind. Bald sind es Jagd- bald Windhunde, bald Bullenbeißer, zuweilen auch ein Schooshündchen. Auf dem Gemälde welches Mariens Regierung versinnlichen soll, wird ein Globus (nämlich Frankreich) von Tauben gezogen. Die Versöhnung zwischen ihr und ihrem Sohne wird abermals in Gegenwart von Hunden gefeiert. Rechnet man zu allen diesen Lächerlichkeiten nun auch noch die kriechende Schmeichelei, die aus jeder dieser Allegorien hervorleuchtet, so ist es wohl natürlich, daß die Wirkung der Kunst; selbst eines Rubens, größtentheils verloren geht.

Ersatz dafür gewährt ein schlummernder Einsiedler von Wien, der seine Entstehung einem Zufall verdankt. Der Künstler malte nämlich einen Fuß nach der Natur, und ein armer Einsiedler diente ihm dabei als Modell. Der Alte, der nicht ganz nüchtern seyn mogte, hatte Langeweile, wurde schläfrig, wollte durch ein wenig Kratzen auf der Violine sich ermuntern, schlief aber richtig dabei ein, und seine Stellung war so auffallend, daß der Maler auf der Stelle, statt des Fußes den ganzen Eremiten skizzirte, und nachmals eines der vorzüglichsten Gemälde aus dieser Skizze schuff.

Die heilige Familie, von Raphael, ist wunderschön,

derschön, sie mag nun wirklich von Raphael seyn oder nicht: denn Kenner wollen behaupten, sie sey von seinem Zögling Andreas del Sarto. Sehr zweifelhaft ist die Sache allerdings: denn ich erinnere mich sehr bestimmt, die nämliche heilige Familie unter dem Namen Raphael auch in Wien gesehen zu haben, und (wenn ich nicht irre) fast noch vorzüglicher. Welches ist nun das ächte Bild? — Gleichviel, sie sind beide ächt.

Aus der Gallerie des Rubens tritt man in die Gallerie des Le Sueur, der zuweilen der französische Raphael genannt wird, obgleich er nie Welschlands schönen Himmel sah. Hier hängt weiter Nichts von ihm, als die Geschichte des heiligen Bruno, in 24 Bildern ausgeführt. Er malte sie auf Holz für die Karthenser-Mönche, derer Stifter Bruno war. Muthwillige Buben oder infame Neider beschädigten und zerkratzten die Bilder dermaßen, daß die Kartheuser genöthiget waren, Thüren darüber machen zu lassen. Jetzt sind sie sämmtlich restaurirt und von Holz auf Leinewand getragen worden. Man muß sich vorher ein wenig mit Bruno's Lebensgeschichte familiarisiren, um hier Genuß zu finden. Da ich aber dazu gar keine Lust in mir spüre, und überhaupt glaube, diese auf Befehl einer Königinn gemalte, sehr gemishandelte, schlecht ausgebesserte, dann von Holz auf Leinwand getragene, und endlich abermals restaurirte Bilder können nur einen schwachen Begriff von Le Sueurs Genie geben; so wende ich mich lieber zu der herrlichen Marmorgruppe eines lebendigen Künstlers, Amor und Psyche, von Delaistre zu Rom verfertigt. Ich glaube, um so berühmt zu werden, als manches griechische oder römische Kunstwerk, fehlt dieser Gruppe weiter Nichts, als der Tod ihres Schöpfers, und ein Alter von ein paar hundert Jahren.

Der

Der Saal, im welchem der Erhaltungssenat seine Sitzungen hält, ist recht schön, aber zeichnet sich eben nicht aus. Er ist auch wohl zu klein, und man soll bereits die Veranstaltung getroffen haben, ein größeres Lokal einzuräumen. — Das Merkwürdigste im Palais de Luxembourg ist das Zimmer, wo vormals das Direktorium sich versammelte, vor der Revoluzion das Schlafzimmer von Madam, der Gemahlinn Ludwig XVIII. Hier sieht man noch eine große Charte von Deutschland und den angränzenden Ländern, auf welcher noch die Positionen der französischen Armeen in dem Augenblicke des Friedensschlusses von Campo Formio mit kleinen bunten Stückchen Papier und seidenen Fäden bezeichnet sind. Die verschiedenen Farben bedeuten bald das Hauptquartier, bald diesen oder jenen General, Posten, die leicht oder schwer zu vertheidigen sind, u. s. w. Auch die Orte, wo merkwürdige Gefechte oder Schlachten vorgefallen, sind markirt, und die Papierchen mit ganz dünnen Stecknadeln befestigt. — Ha! dacht' ich, wie oft mag auf dieser Stelle der Finger eines Direktors, nachdem er vielleicht ganz gleichgiltig eine Priese Toback in die Nase gestopft, das Elend meines Vaterlandes bezeichnet haben.

Der Saal der Fünfhundert.

So muß der Versammlungsort des alten römischen Senats ausgesehen haben, und wenn er nicht so ausgesehen hat, so hat er sicher dem Saal der Fünfhundert weit nachgestanden. Dieser ist prächtig ohne Luxus, eine einfache, aber darum imponirende Pracht. In einem großen halben Zirkel erheben sich amphitheatralisch 500 Sitze, hinter diesen eine Gallerie für die konstituirten

Autoritäten, und über derselben eine zweite für das Volk. Die Decke, die sich an letztere schließt, wird durch die Bilder alter Gesetzgeber und berühmter Republikaner geschmückt. Da sind Solon, Lykurg, Regulus, Cato, und viele Andere, stets mit Angabe der Zeit, in welcher sie gelebt haben. In der Mitte aller dieser Bilder thront die Natur, mit der Umschrift: „die Natur „allein giebt ewige Gesetze.“ — Das Licht erhält der Saal von Oben, und die Wärme von Unten, denn Fenster und Oefen hat er nicht.

Den Sitzen der Fünfhundert gegen über steht eine schöne Tribüne für den Präsidenten, ein wenig tiefer eine zweite für die Sekretairs. Die Wände sind ringsumher drapirt, aber nicht mit dreifarbigem, sondern mit dunkelgrünem Tuche mit feuerfarbenen Verzierungen. Alles ist einfach erhaben, und es scheint mir unmöglich, irgend ein Lokal auf der Welt seiner Bestimmung gemäßer einzurichten.

In der That werden alle die kleinen Hilfsmittel, welche so sehr auf die Sinne, und durch diese auf den Geist wirken, von uns hypersoliden Deutschen gewaltig vernachläßigt: wir spötteln wohl gar darüber, denn wir sind viel zu vernünftig dazu; deßwegen kommen wir auch vor lauter Vernunft nie zum Handeln. — Der Franzose hingegen vergißt Nichts von Dem, was ihn an seine Thaten erinnern, oder zu künftigen Thaten anfeuern kann. Was er zu diesem Behuf erfindet, ist nicht immer Original, er kopirt meistens die Griechen und Römer, aber gleichviel, wenn es nur die nämliche Wirkung wie damals hervorbringt. So sind z. B. in den Hallen des Palais legislatif Tafeln aufgehangen, auf welchen die verschiedenen Eroberungen und Siege der Armeen ver-

zeichnet sind. Wer nun in diesen Hallen auf und nieder wandelt, liest unwillkührlich was, wohin er sich auch wenden mag, die Tafeln ihm vorhalten; im Soldaten erweckt es Ehrgeiz, in Bürger Nationalstolz; wer unter jenen Armeen diente, findet sich schmeichelhaft belohnt, wer jetzt darunter dient, genießt den Vorschmack des Lohns, der seiner wartet. Doch das Letztere wohl nie mehr, als wenn er das

Hotel der Invaliden

besucht. Daß schon das Aeußere dieses herrlichen Palastes an Pracht keinem Andern nachstehe, ist längst bekannt, und ich halte mich dabei nicht auf. Aber von einer sonderbaren, fast möcht' ich sagen fröhlichen Wehmuth wird man ergriffen, wenn man so durch den großen Garten fährt, der vor dem Hotel sich ausdehnt, und die schöne freundliche Aussicht auf die Seine gewährt; wenn man alle Augenblicke einem Krippel begegnet, der froh und wohlgenährt aussieht, bequem auf einer Bank frische Luft schöpft, oder müßig in den Gängen lustwandelt. Ich war da gerade zur Mittagszeit; als die Trommel das Zeichen zum Speisen gab, sammelte sich Alt und Jung, kriechend und hinkend, in großen Sälen, wo sie sich an kleinen runden Tischen zusammen setzten, und eßlustig in die Schüsseln langten, die mit guter Hausmannskost gefüllt standen. Sie sind aber auch gar nicht gezwungen in den Speisesälen zu essen, denn die dankbare Nation will ihnen nicht bloß Nahrung, sondern auch Bequemlichkeit im Alter geben; daher sah ich Viele, die sich ihre Portion holten, und sie auf ihr Zimmer trugen. Ein Jeder hat seine Karafine Wein dabei, um sein Herz zu erfreuen. — Aber wenn sie nun

gesättigt sind, was thun die braven Verstümmelten dann, um die Langeweile zu vertreiben? — O dafür ist gesorgt! Sie haben eine treffliche Bibliothek, wie in mancher deutschen Residenz keine fürstliche gefunden wird. Ein großer Saal ist rings umher mit saubern, schön gearbeiteten und wohlgefüllten Bücherschränken tapezirt. Zum Genüsse dieser Seelenspeise laden bequeme Stühle und Tische ein. In verschiedenen Entfernungen findet man die Bitte angeschlagen, nicht auf den sehr reinlich gehaltenen Boden zu spucken. Im Hintergrunde der Bibliothek hängt das berühmte Bild von David, Bonaparte, wie er über die Alpen geht, und der Wind ihm den Mantel über den Kopf weht. Es ist das nämliche, welches Bonaparte den Invaliden schenkte, und welches die grauen Helden, als es gebracht wurde, mit Kanonenschüssen salutiren mußten. Der große segelnde Mantel hüllt den kleinen Mann ganz ein. Aehnlich ist es vollends gar nicht. Indessen versteht sich, daß die Schmeichelei dafür sorgte, daß es vervielfältigt werde. Ich fand einen Maler und zwei junge Frauenzimmer davor sitzen, die es kopirten, der Maler en miniature, die Frauenzimmer bloß gezeichnet. Eine Menge Invaliden saßen rings umher und lasen, der Eine ein militairisches Werk, der Andere ein Trauerspiel von Racine, der Dritte einen Roman. Dabei hatten sie immer ein Auge auf ihre Gäste vom schönen Geschlechte, und, weil es eben ziemlich kalt war, kamen sie, und nöthigten die Damen, sich am Ofen zu wärmen. Als diese, eifrig mit ihrer Arbeit beschäfftigt, es ablehnten, holten die galanten Krüppel Strohdecken herbei, und breiteten sie den Mädchen unter die Füße, damit sie auf dem mit Steinen ausgelegten Fußboden sich nicht erkälten möchten. Das

hätten teutsche Invaliden nun wohl schwerlich gethan, hätten auch schwerlich da gesessen, um die Geschichte des siebenjährigen Krieges, oder ein Trauerspiel von Schiller zu lesen. Man muß nämlich dabei nicht vergessen, daß es lauter gemeine Soldaten sind. — Wahrlich! wenn man eine Stunde in dem Palast herumgegangen ist, so bekommt man selber Lust, sich ein Bein abschießen zu lassen.

Besonders herzerhebend ist der große Dom, von dessen Gewölben die zahllose Menge der Fahnen sich herabneigt, derer jede ein Buchstabe einer Inschrift ist, welche die Siege der Nation verkündet, Hieroglyphen, so leserlich, als es noch keine gab. Die Fahnen fast aller Nationen prangen da, doch preußische habe auch ich trotz alles Umherschauens nicht bemerkt. Was in Egypten an Roßschweifen, halben Monden u. dgl. erobert worden, ist an den Säulen malerisch gruppirt. Der Fahnen überhaupt mögen wohl mehrere Tausende seyn, und man wandelt wie unter einem ungeheuren Zelte. — Doch man schaue nicht bloß über sich, die Seitenwände sind nicht minder merkwürdig. Gleich beim Hereintreten, rechts und links, sind die Mauern bis hoch hinauf mit Marmor inkrustirt, und — gleich den alten griechischen Tafeln im Museum Napoleon, welche die Namen der Helden aus dem Stamme der Erechtyden verewigen — liest man hier die Namen aller Krieger, die sich in den verschiedenen Armeen hervorgethan haben, oder auf dem Bette der Ehre geblieben sind. Diese Tafeln werden einst den Franzosen als Ahnenprobe dienen.

Ich schreite vorwärts, um die Gemälde zu betrachten. Das allergrößte Schmeichelbild, den 18. Brûmaire vorstellend, hat gar keinen Eindruck auf mich gemacht,

einmal,

einmal, weil ich überhaupt wenig Sinn für Allegorien habe, und zweitens, weil ihm dieser Ehrenplatz viel zu früh eingeräumt worden. Die Plätze im Dom der Invaliden sollte, wie im Pantheon, nur die Nachwelt vertheilen. — Die Schlachten Ludwig XIV. hängen freilich wohl an ihrer Stelle, aber es ist Wenig daran zu sehen, denn die gemalten Schlachten sehen sich alle einander ähnlich. Das Gemälde hingegen, welches die heldenmüthige Aufopferung des jungen Offiziers zu Nancy vergegenwärtigt, (der sich bekanntlich vor die Kanone stellte, um ihr Abfeuern auf die Bürger zu verhindern, und ein Opfer seines Patriotismus wurde,) dieses Gemälde ist schön, und daß es hier hängt, ist noch schöner. — Trete ich endlich unter die große Kuppel, diesen runden, himmelanstrebenden, im erhabensten Styl erbauten Tempel, so erblicke ich seinen einzigen, in jeder Rücksicht einzigen Schmuck, Türenne's Grabmaal. Die aus der Höhle zu St. Denis geretteten Gebeine ruhen hier wirklich. Das Denkmaal ist dasselbe, welches ihm seine Kinder einst zu St. Denis errichten ließen. — Etwas ist mir doch in der Kuppel dieses Tempels aufgefallen. Man sieht da nämlich die zwölf Apostel gemalt, und unter denselben Basreliefs von Voltaire, Rousseau, u. a. m. Wie kommen Voltaire und Rousseau zu den Invaliden und Aposteln?

Der Garten der Pflanzen.
(Jardin des plantes.)

Er ist groß und schön, da ich aber kein Botaniker bin, so wird man in dieser Hinsicht weder Beschreibung noch Beurtheilung von mir erwarten. Die Treib-

häuser enthalten nichts Besonders, sind klein und niedlich. Wenn man die herrlichen Treibhäuser in Schönbrunn bei Wien gesehen hat, so scheinen diese hier nur armselige Hütten. Dort ist Alles so geschmackvoll geordnet, für Auge und Nase, ohne Hintansetzung des Wissenschaftlichen, so — fast möchte ich sagen dichterisch, gesorgt — die Wasserpflanzen blühen in und um schöne Marmorbecken, malerisch vertheilt — die duftenden Blumen sind nach ihren verschiedenen Farben so kunstreich gemischt — die Bäume und Produkte der heißesten Zonen erfreuen sich in eignen Häusern ihres gewohnten Klima's — und die Häuser alle sind so hoch, so geräumig, so einladend zum Spaziergange — und der Obergärtner oder Direktor dieser schönen Anstalt verbindet so reiche Kenntnisse mit so gefälligen Sitten, hat selbst alle die Länder bereiset, aus welchen Flora und Pomona ihre uns fremde Kinder hieher sandten. — Kurz, von allem Dem findet man im Jardin des plantes Nichts. Man kriecht gebückt unter allerlei Gesträuchen herum, durch welche ein schmutziger Gärtnergesell den Weg zeigt, und man ist am Ende froh, sich wieder unter freiem Himmel zu befinden; wo man dann auch im Vorübergehen die berühmte Ceder bewundern mag, der in den Revoluzionszeiten eine Kanonenkugel den Gipfel geraubt.

Die fremden Thiere sind ziemlich zahlreich, doch ist eben nicht Viel darunter, was man nicht sonst schon gesehen hätte. Ein paar Elephanten die allerlei Künste machen, die eroberten Bären von Bern, Löwen, Tiger, Leoparden, Wölfe, Adler, ein Strauß, ein paar Kanguru's, ein Ichnevnon, viele Gattungen von Schafen, Ziegen, Hirschen — das ist ungefähr Alles. Aber sehr artig ist die Einrichtung, daß alle diejenigen Thiere,

derer

derer Wildheit nicht zu scheuen ist, draußen im Freien herumlaufen, und nur durch niedrige Zäune von einander getrennt sind, über welche ein Mensch von ganz geringer Größe sehr gut hinwegsehen kann.

Was aber den Pflanzengarten am interessantesten macht, und, trotz seiner Entfernung, zu wiederholten malen hinlockt, ist wohl die in der Welt einzige Gallerie der Naturgeschichte. Ein schönes Gebäude mit vielen geräumigen Sälen dicht am Garten faßt dieselbe. Alles ist auf das Unterrichtendste in Glasschränken geordnet. Im ersten Stockwerk findet man das Mineral- und Pflanzenreich; auch viel Versteinerungen, unter andern eine Sammlung versteinerter Fische, unter welchen Einer sich befindet, der von der noch flüssigen Steinmasse in demselben Augenblicke muß umgeben worden seyn, als er einen andern kleinen Fisch verschlang, denn seine Beute ist ihm halb im Halse stecken geblieben, und ist hernach zugleich mit ihrem Räuber versteinert worden. Eines der merkwürdigsten Stücke ist auch ein sehr vollkommener, versteinerter Krokodillkinnbacken. — Mondsteine giebt es hier in Menge, auch ein Stück von dem berühmten alten Ensisheimer. — Weiterhin die Holzarten, ja die Früchte aller Welttheile, die man sonst nur etwa aus Reisebeschreibungen kannte. Die Früchte sind theils getrocknet, theils in Weingeist aufbewahrt; einige Wenige auch in Wachs nachgebildet.

Im zweiten Stock ist das Thierreich befindlich. Da erblickt man zuerst unter Glas die Käfer, Schmetterlinge und alles kriechende Gewürm, dann kommen die Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, dann die Vögel aller Art, unendlich bunt und schön, zum Theil mit ihren Nestern und Eyern. Da ist der allerliebste Fliegen-

vogel,

vogel, mit einem Nest voll Jungen, die nicht größer sind, als Bienen, und ihre Mutter kommt an Größe etwa einer Bremse gleich. Nicht weit davon stehen die Riesenvögel Casuar und Strauß. In den herrlichen Colibris, und den zahllosen Gattungen der Papagoyen hat die Natur ihre ganze Pracht zur Schau gelegt. — Ein großer Saal enthält die vierfüßigen Thiere, die Mitte des Saales füllen der buntgestreifte Zebra, das Rhinoceros, der Elephant, und endlich die ungeheure Giraffe, neben welcher der Elephant wie ein Zwerg steht. Zwei Schritte davon findet man auch das sibirische Mäuschen, das Kleinste aller vierfüßigen Thiere. — Lieber Gott! wenn man in Gedanken den Fliegenvogel neben den Strauß, und das sibirische Mäuschen neben die Giraffe stellt, und sich dabei erinnert, daß jener Koloß nicht mehr Leben von der Natur empfieng, als dieses winzige Wesen, daß die Genußfähigkeit in diesem kleinen Raume eben so kunstreich organisirt worden, als in jenem wandelnden Berge — zu wie manchen ernsten Betrachtungen ergiebt sich hier der Stoff. — An den Wänden umher stehen, außer den bekanntern Thieren, die man auch wohl an andern Orten findet, der Hippopotamus, (Nilpferd) die Seekuh, die Antelope, Faulthier, Ameisenfresser, kurz Alles, was man vorher nur im Büffon gemalt gesehen hatte. Auch das seltsame, erst kürzlich entdeckte Schnabelthier, welches eine bisher unausgefüllte Stufe zwischen den Vögeln und vierfüßigen Thieren einnimmt. Doch war der Schnabel dieses Exemplars nicht so gut erhalten, als der eines andern, das ich bei dem Herrn Hofrath von Blumenbach in Göttingen gesehen habe.

Das Lokal, so groß es auch scheint, ist bereits zu klein geworden, und man denkt auf Vergrößerung: denn für die neuen Sachen, welche Kapitain Baudin mitgebracht, ist schon kein Platz mehr. — Alle diese gehäuften Naturschätze stehen dem Schau- und Lernbegierigen täglich umsonst offen, und er braucht sich nicht mit dem Beschauen zu begnügen, sondern er kann auch in die schöne, daran stoßende Bibliothek gehen, (welche durch Büffons Bildsäule geschmückt wird) wo er alle in die Naturgeschichte einschlagende Werke findet, wo er sich gemächlich niederlassen, nachschlagen und exzerpiren mag. Diese Anstalt ist einzig, sie entzückt, sie reißt den Fremden zum innigsten Danke gegen eine Regierung hin, die mit so lieberalen Gesinnungen Alles mittheilt, hergiebt, aufschließt, was Fremde und Einheimische zur Vervollkommnung der Wissenschaften ermuntern kann.

Da der berühmte Cuvier am andern Ende des Gartens wohnt; so erwähne ich hier sogleich seines eigenen Kabinets, welches füglich, sowohl der Größe als des Inhalts wegen, auch Gallerie genannt werden könnte. Der wackere Cuvier zeigt es bereitwillig und spricht sehr lehrreich darüber.

Hier findet man die kleinsten Geschöpfe, Insekten sogar, mit bewunderungswürdiger Kunst und Geduld anatomirt, unter andern einen Seidenwurm mit seinen Eiern, der so fein bearbeitet ist, daß man fast auf der Gedanken geräth, Cuvier müsse, statt der Augen, 2 Mikroskope im Kopfe haben. Das Küchlein von seiner ersten Entstehung im Ei bis zum Auskriechen. Eine Menge skeletirter Fische und vierfüßiger Thiere, unter letztern die prächtige Giraffe, die vormals der Erbstatthalter besaß. Ein Paar Kamele, die neben ihr stehen, können

ihr

ihr bequem unter dem Bauche durchkriechen. Ein Krokodillkopf, an dem deutlich zu gewahren, daß, gegen den bisherigen Glauben, der Krokodill den obern Kinnbacken auf und zu thut, der untere hingegen unbeweglich ist. Ein paar Elephantengerippe u. s. w. Mißgeburten von Menschen und Thieren. Das Skelet des niedlichen Zwergs Bebe, eines Lieblings des Königs August von Polen. Mehrere Mumien, theils egyptische, theils der Guanchen, der Ureinwohner der Insel Teneriffa. Letztere haben die Zähne so abgestumpft, daß man den sichern Schluß daraus ziehen kann, sie haben sich blos von Vegetabilien genährt; ihre Köpfe sind sehr schön geformt, und Cuvier meint, dieses ausgestorbene, oder vielmehr ausgerottete Volk müsse eine schöne, edle Menschenrace gewesen seyn. — Die Sammlung der Köpfe ist noch im Werden, bis jetzt steht sie der Blumenbachschen noch weit nach. Traurig ist die Bemerkung für die Seelenverfechter und allgemeinen Freiheitsprediger, daß die Negerköpfe grade die Abstufung zwischen Menschen und Affen ausmachen, eben so verschoben, wie die der Affen, auch das Kinn einwärts gehend, wie bei den Thieren; also — möchten doch wohl die Neger nicht unsere Brüder seyn. — Von Gall's System sprach Cuvier zwar mit Interesse, (er korrespondirt selbst mit ihm) meinte auch, daß im Ganzen viel Wahres darinn liege, nur lasse sich wohl im Einzelnen und Kleinen noch nicht so Viel bestimmen, als Gall thue. Ich wüßte doch nicht warum? Ist nur erst das Ganze erprobt, so muß das Einzelne sich ja durch Erfahrung ausmitteln lassen, und wer Gall's System nur einmal durch ihn selbst hat vortragen hören, der wird unwillkührlich von der Evidenz seiner vor Augen liegenden Beweise hingerissen.

Sehr merkwürdig ist eine Sammlung versteinerter Knochen, die, obwohl sie alle in der Gegend um Paris gefunden worden, doch wohl 15 Thierarten enthalten, die heut zu Tage gar nicht existiren, und offenbar zu einer bereits zerstörten Schöpfung unsrer Welt gehört haben. Aehnliche Thiere hat die neue Schöpfung wieder hervorgebracht, doch dieselben nicht wieder. Hier ist Gelegenheit, sich in einen Abgrund verwirrender Gedanken zu stürzen. Cuvier schreibt in diesem Augenblicke ein Buch über diesen Gegenstand, dessen Erscheinung wohl Tausende, gleich mir, mit Verlangen entgegen sehen werden. — Eine Sammlung von Köpfen, vom ersten Augenblicke des Lebens an, Jahr für Jahr, bis ins hohe Alter, ist noch unvollständig. — Eine Sammlung der verschiedenen Vogelfedern, nicht um der Farben, sondern um der Gestalt willen. — Die Struktur des Auges, des Ohres, der Zeugungstheile, in Wachs nachgebildet, doch weniger schön als bei Bertrand, u. s. w. Ein Transport afrikanischer Thiere, vom Bey von Tunis geschenkt, ist jetzt unterwegs. Cuvier rühmt besonders, daß die in fernen Ländern kommandirenden Generale es sich sehr angelegen seyn lassen, die verschiedenen Sammlungen des Jardin des plantes zu bereichern. — Ein Beutelthier war vor ein paar Tagen gestorben, und wurde eben anatomirt. Dagegen ist das Weibchen des Kanguru trächtig.

Der

Der falsche Dauphin.

Diese seltsame, in Deutschland, meines Wissens, noch nicht bekannt gewordene Geschichte wird um so mehr in Erstaunen setzen, wenn ich versichere, daß es jetzt eine Menge Menschen in Frankreich giebt, welche nicht allein steif und fest glauben, Ludwig der Siebenzehnte lebe noch, sondern auch ziemlich scheinbare Gründe dafür anführen. Kämen nicht einige offenbare Mährchen dabei vor, so müßte man wenigstens dabei bekennen, die Sache sey möglich. Die Geschichte ist übrigens aktenmäßig bekannt gemacht worden; ich will sie dem Leser mittheilen, zuerst so, wie das Gouvernement und die Richterstühle sie erzählen, alsdann so, wie der Held der Geschichte und seine Anhänger sie glauben machen gewollt haben.

Jean-Marie Hervagault ist der Sohn eines Schneiders zu St. Lo, von einnehmender Gestalt, Gesichtszügen, welche mit denen Ludwig des XVI. viel Aehnlichkeit haben, blond, schlank, lebhaft, arglos sich hingebend, schnell fassend, Unschuld trefflich heuchelnd; also viele gute Anlagen, aber ohne Erziehung. Man muthmaßt, er sey ein Kind der Liebe des ehemaligen Herzogs von Valentinois, welcher Güter in der Normandie besaß. Die wundergleichen Begebenheiten der Revolution verrückten ihm den Kopf; er sah, daß Mancher aus dem Staube sich emporgeschwungen hatte, er wollte es auch versuchen. Im September 1796 lief er aus dem väterlichen

lichen Hause, schweifte auf dem Lande herum und gab sich für den Sohn einer angesehenen, durch die Revolution heruntergekommenen Familie aus. Jugend, Unschuld und Wahrscheinlichkeit seiner Erzählungen verschafften ihm überall günstige Aufnahme und Unterstützung. Er hatte keinen Paß, aber Niemand fragte ihn darnach. Er wurde dreister, wagte es, nun auch in Städten sein Handwerk zu treiben, kam nach Cherburg. Hier wurde er bald als Vagabund arretirt. Sein Vater, der Schneider, erfuhr es, eilte herbei, ihn in Empfang zu nehmen, und wunderte sich nicht wenig, ihn mit Geld und Kleinodien reichlich versehen zu finden. Er nahm ihn wieder zurück nach St. Lo, wo aber der junge lebhafte Mensch nicht lange aushielt, sondern bald zum zweitenmale davon lief, im Departement du Calvados herum irrete, und, an Leib und Geist gewachsen, sein Mährchen noch besser ersann, als das erstemal. Bald gab er sich für einen Sohn des Prinzen Monaco, bald des Herzogs von Ursel in den Niederlanden, aus. So stieg er von Stufe zu Stufe; es währte nicht lange, so war er schon verwandt mit Ludwig XVI., mit Kaiser Joseph II. und mit dem Könige von Preußen; um seiner bedrohten Sicherheit willen reis'te er in Frauenzimmerkleidern, und gab vor, er komme eben aus England zurück, wohin er seinem emigrirten Vater Geld gebracht.

Viele, sehr viele Leute von Rang und Erziehung wurden getäuscht, denn er schmeichelte ihren alten Vorurtheilen, besonders nahmen sich die Damen seiner an, denn der schöne Jüngling sprach zu ihren Herzen. Seine Ebenteuer fiengen an einiges Aufsehen zu erregen; da wurde er in Weibertracht abermals arretirt und nach Bayeux ins Gefängniß gebracht. Bayeux ist nur 10 Mei-

len von St. Lo; sein Vater kam zum zweitenmale, ihn zu befreien, und man war, in Rücksicht seiner Jugend, auch zum zweitenmale so nachsichtsvoll, ihn der väterlichen Gewalt auszuliefern. Er sollte nun Schneider werden; der Gedanke war ihm unerträglich. Er entsprang zum drittenmale.

Im October 1797 befindet er sich auf der Diligenze zwischen Laval und Alençon, sehr einfach und seinem Geschlechte gemäß gekleidet. Nicht weit von Alençon steigt er ab, und geht seitwärts nach einem Dorfe, genannt les Joncherets. Die Nacht überfällt ihn, er bittet einen Bauer um ein Nachlager. Man weis't ihn nach dem Hause der Demoiselle Talon-Lacombe, wo er mehr Bequemlichkeit finden werde. Er geht dahin, sagt, er gehöre zu der Familie Montmorency, habe Schloß und Güter bei Dreux, irre verlassen und verfolgt umher. Die Dame interessirte sich lebhaft für ihn, giebt ihm Kleider und Geld welches er bei seiner Ankunft zu Dreux zu erstatten verspricht. Er läßt sich hier eine Zeitlang wohl seyn, spielt den vornehmen Herrn, und schenkt z. B. dem Stalljungen, der ihm das Pferd zum Spazierenreiten sattelt, einen Louis.

Endlich muß er sich doch zur Abreise entschließen, und Demoiselle Lacombe begleitet ihn nach Dreux, um dort ihre Auslagen wieder zu erhalten. Sie kommen glücklich dahin, aber Schloß und Güter sind verschwunden. Was ist natürlicher? Die Revolution erklärt Alles. Um 50 Louis ärmer und an Erfahrung reicher kehrt die Dame zurück. Der junge Held wird immer dreister. Im Mai 1798 wagt er sich auf der Diligenze nach Meaux (nur acht Posten von Paris) und steigt im Wirthshause ab. Hier giebt man ihm zwar zu essen, versagt ihm aber

ein

ein Nachtlager, weil er ohne Paß reis't. Eine pariser Kaufmannsfrau, Laravine, die sich gerade zu Meaux aufhält, erbarmt sich seiner, und erlaubt ihm in ihrem Waarenlager zu schlafen. Diese Gefälligkeit giebt ihm Muth, mehr bei ihr zu wagen, und es glückt. Er sagt ihr, er sey der Sohn eines reichen Pächters zu Damery, jetzt auf der Flucht, um der Aushebung zum Rekruten zu entgehen. Madame Laravine schenkt ihm noch 4 Louis, und er miethet sich einen Platz auf der Diligenze nach Straßburg.

Etwa eine Meile von Chalons verschwindet er, Postillion und Kondukteur erwarten ihn lange vergebens. Er geht nach dem Dorfe Mery, und will sein Mährchen auf dem Schlosse Guignaucourt auskramen; allein, hier traut man ihm nicht, er wird arretirt und zum Friedensrichter nach Cernon gebraucht. Auf die Frage: Wer er sey? versetzt er geheimnißvoll, er habe darauf Nichts zu antworten. Man liefert ihn aus nach Chalons. Hier wird er abermals um seinen Namen gefragt, und antwortet stolz: „Man wird ihn nur zu früh erfahren.“ — Endlich sagt er, er heiße Louis-Antoine-Jean-François de Longueville, sein Vater sey todt, seine Mutter Madame Sainte-Emilie, wohnhaft zu Beuzeville bei Pont-Audemer im Departement de l'Eure. Man muß gestehen, daß man nicht umständlicher lügen kann.

Von jetzt an, im Arresthause zu Chalons, affektirt Hervagault einen vornehmen Ton und ein geheimnißvolles Wesen, reizt die Neubegier, giebt Winke, und kurz, es währt nicht lange, so murmelt man sich ins Ohr: Es ist der Dauphin! der Sohn Ludwigs des Sechszehnten! — Der Kerkermeister selbst glaubt das Mährchen, und thut ihm Vorschub. Zwei Kaufmannsfrauen aus

Cha-

Chalons, Saignes und Felize, werden in das Geheimniß eingeweiht, bald verbreitet es sich, Niemand zweifelt mehr — seine Gestalt, seine Manieren — man darf ihn nur sehen, rufen die gläubigen Seelen, auf den ersten Blick erkennt man ihn. Alle Einwohner von Chalons, der vormals privilegirten Klassen, werden nach und nach zu Vertrauten und Anhängern geworben, alle wetteifern, den letzten unglücklichen Zweig ihrer Könige zu unterstützen. Seine Tafel wird täglich mit Leckereyen aller Art besetzt, seine Zimmer werden elegant möblirt; man hält ihm Lehrer; der Kerkermeister ist gehorsam und ehrfurchtsvoll, sein Gefangener darf spazieren gehen, so oft es ihm beliebt, doch stets als Mädchen verkleidet; das Gefängniß verwandelt sich gleichsam in ein Lustschloß.

Indessen waren die Eingeweihten nicht immer vorsichtig genug; sie ließen in der Freude ihres Herzens sich hier und da ein Wörtchen entschlüpfen, die Obrigkeit wurde aufmerksam, und, nachdem jene Maskerade einige Monate lang gespielt worden war, befragte man Hervagault schärfer. Listig und mit Geberden, die das Gegentheil besagten, erklärt er nun selber, er sey der Sohn eines Schneiders zu St. Lo. Man schrieb an den Vater, die Wahrheit der Aussage bestättigte sich, und man verdammte ihn zu monatlichem Gefängniß. Diese gelinde Strafe wurde von den Eingeweihten mehr als ein davon getragener Sieg betrachtet: sie hatten, während der Untersuchung, gezittert, daß der wahre Stand des Gefangenen werde entdeckt werden. Um ihn, nach überstandener Strafe, der Wachsamkeit der Polizei zu entziehen, versieht man ihn reichlich mit Geld, auch Juwelen, und hilft ihm fort. Er ist sehr zufrieden

mit

mit diesem Ausgange, und fängt nunmehr an, seine Rolle im Departement Calvados, und zwar zu Vire, zu spielen. Hier macht er wenig Proselyten, wird bald aufs neue arretirt, und diesesmal mit mehrer Strenge zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilt. Da die Einwohner von Vire ihn bloß als einen jungen Taugenichts betrachteten, so würde er diese zwei Jahre sehr übel zugebracht haben, hätten nicht die Getreuen von Chalons ihn fortwährend unterstützt, wobei Madame Saignes die trostreiche Korrespondenz führte. Diese Frau meinte es wirklich gut mit ihm, sie wünschte auch, er mögte die Zeit seiner Gefangenschaft dazu anwenden, sich zu unterrichten; aber er ergab sich dem Trunke, und verließ nach zwei Jahren das Gefängniß schlechter als vorher. Madame Saignes holte ihn selbst von Vire ab, um ihn zurück nach Schalons in den Kreis seiner Getreuen zu führen. Dort wurde Alles auf das herrlichste zu seinem Empfange vorbereitet; er kommt, wird komplementirt, man streut ihm Blumen, man behandelt ihn mit ausgezeichneter Ehrfurcht, das Horn des Ueberflußes wird von neuem über den Schneiderssohn von St. Lo ausgeschüttet.

Die Polizey kam bald auf die Spur, aber die Getreuen erhielten Wind davon, man berathschlagte, und fand für gut, den Dauphin auf Reisen zu schicken. Seine Reiseroute richtete man so ein, daß er überall Vertraute fand, die, von seinem hohen Stande unterrichtet, ihm die gebührende Aufmerksamkeit bewiesen. So war er einmal zu Rheims, und zweimal zu Vitri-le-Français, auch oft auf Landgütern, überall wechselten Bälle, Konzerte, Feste aller Art. Zu Vitry wohnt er prächtig und bequem in dem Hause der Madame de Rambecourt

deren

deren Gemahl ihn wie sein Schatten begleitet, ihn aufmerksam bedient, gleichsam seinen Kammerherrn macht. Am Tage des heil. Louis giebt man ihm, als an seinem Namenstage, ein herrliches Fest, wobei die Damen Lieder ihm zu Ehren singen. Man nennt ihn im vertrauten Kreise stets mon Prince. Man läßt sein Portrait als das des Dauphins herumgehen; man erzählt, der Pabst selber habe ihm ein Zeichen auf das Bein gedrückt, um ihn einst wieder daran zu erkennen; man theilt sich endlich den Brief eines Bischofes mit, der, gleichfalls getäuscht, in den ehrerbiethigsten Ausdrücken an den jungen Landstreicher schreibt, und durch sein Beispiel Manchen, der noch wankte, überzeugt. Schon bildet sich eine Art von Hof um Ludwig XVII., er hat Favoriten, wird bald die großen Hofchargen besetzen; unter seinen Anhängern finden sich Namen von Bedeutung. Alle glühen von Enthusiasmus, und sind bereit, ihm die größten Opfer zu bringen. Männer von Geburt und Rang schätzen sich glücklich, ihm, gleich Kammerdienern, die niedrigsten Dienste zu leisten. Geizhälse werden verschwenderisch, wenn sie nur das Glück haben können, ihn zu bewirthen. Natürlich, daß alles Das der wachsamen Polizey nicht entgehen konnte; der Polizeiminister Fouché erfuhr zu Paris Alles, was zu Vitry vorgieng, und plötzlich machte ein Verhaftsbefehl der Komödie ein Ende. Aber selbst bei dieser Verhaftung betrug sich Hervagault mit einem Stolz, mit einer Würde, die Allen imponirte; seine betrübte Anhänger umgaben ihn mit tiefstem Respekt; Einer derselben bat gerührt um die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen; da reichte ihm der Schneidersohn nachläßig die Hand zum Kuß. Gleich am ersten Abende der Verhaftung wird im Kerker ein splen-

dides Gastmahl veranstaltet. Man bittet um seine Befreiung und will Bürgschaft für ihn stellen, aber vergebens. Man kann also Nichts weiter thun, als ihm seine Gefangenschaft auf alle mögliche Weise erleichtern. Er wurde stets auf das köstlichste servirt, und war schon so daran verwöhnt, daß, als man ihm einst zum Abendessen ein Huhn, eine Taube, Salat und ein Crême brachte, er das nicht hinreichend fand, sondern es auf die Erde warf. Der Notarius Adnet nannte ihn selbst im Gefängniß Monseigneur, und wurde dafür gnädig belohnt, durch die Benennung mon petit page, mon petit valet de chambre d'amitié.

So spielt er seine Rolle kaltblütig und mit Würde fort. Geht er zu Messe, so trägt ihm ein Bedienter Kissen und Gebethbuch nach. Er ernennt sich einen Sekretair, der in seinem Namen Louis Charles unterzeichnen muß. Wenn man einen großen Namen trägt, äußert er gegen die Richter, so ist man der Verfolgung ausgesetzt. — Der Maire von Vitry sah sich endlich genöthigt, um des großen Zulaufs willen, ihn enger einzuschränken, auch den ungeheuern Lieferungen von Wein und Speisen vernünftige Gränzen zu setzen. Die nothwendigsten Personen ausgenommen, mußte man einen Erlaubnißschein haben, um ihn zu besuchen.

Sein Verbrechen wurde indessen noch immer aus keinem politischen Gesichtspunkte betrachtet, sondern bloß der Polizeybehörde (police correctionelle) zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Auch Madame Saignes wurde, als seine Mitschuldige, eingezogen, da man ihr aber Nichts beweisen konnte, wieder auf freien Fuß gestellt. Hervagault hingegen wurde zu Ende des Jahre 1802 wegen Escroquerie und Misbrauch der Leicht-

gläubigkeit des Volks zu vierjähriger Gefängnißstrafe im Zuchthause zu Ostende kondemnirt. Sowohl Hervagault, als auch der Fiskal des Gouvernements, appellirten beide von diesem Urtheil.

Die Sache sollte nun zu Rheims verhandelt werden. Plötzlich tritt ein neuer und sehr wichtiger Schauspieler in dieser Tragi-Komödie auf. Der alte Prälat L. v. S. Bischof v. V. ein wegen seiner Redlichkeit, strengen Sitten, und Gelehrsamkeit allgemein geachteter Greis, hält sich überzeugt, daß Hervagault wirklich der ächte und rechte Dauphin sey. Er hat sogar mit den Wundärzten gesprochen, die den vermeinten Leichnam des Dauphin im Tempel geöffnet, und ihn versichert haben, es sey nicht der des Dauphin gewesen. Er beschließt, seinen jungen Monarchen zn befreien, leiht große Summen, verläßt sein Amt, kommt nach Rheims, korrespondirt durch den Kerkermeister mit dem Gefangnen, und glaubt endlich seiner Sache gewiß zu seyn. Der Tod des Dauphin ist ihm eine politische Lüge des Nationalkonvents. Er glaubt sich auch berufen, dem vernachläßigten Prinzen eine Erziehung zu geben, seine Absichten sind rein und vortrefflich; er schickt ihm Bücher, unter andern einst le Genie du Christianisme von Chateaubriant, und das Trauerspiel Athalie, worauf er zu seiner Verwunderung die Antwort erhielt: „Spotten sie meiner? Alles Das weis ich auswendig.“

Was der alte Prälat am meisten für seinen Schützling fürchtet, ist Deportation. Er biethet, um dieß zu verhindern, alle Kräfte, selbst seine Freunden in Paris auf; er entwirft eine Liste der Personen, denen er des Dauphins Schicksal anvertrauen will, man findet darauf unter andern die Namen Brissac, Necker, Madame de Stael, Mon-

tesson, Roquelaure, Angouleme, Talleyrand, Puysegur, Boufflers, Laharpe, u. s. w. Einige glauben ihm, Andere nicht; Einige geben ihm den Namen Blondel und neuer Joab. Man bedient sich der Ziffersprache; man macht sogar das Projekt, den Dauphin mit einer weitläuftigen jungen Verwandtinn des königlichen Hauses zu vermählen. Hervagault weigert sich anfangs beizustimmen, denn er hat, (wie wir hernach hören werden,) der liebenswürdigen Schwester der Königinn von Portugall Treue geschworen, er giebt aber endlich aus Staatsgründen nach, und es wird beschlossen, für ihn zu werben.

Ehe aber alle diese Unterhandlungen recht in Gang kamen, wurde der Prozeß vor dem Kriminalgerichte zu Rheims noch einmal öffentlich untersucht, und zwar in Gegenwart eines zahlreichen Volks, welches sich offenbar auf die Seite des Beklagten neigte, laut gegen den Fiskal des Gouvernements murrte, hingegen Hervagault's Vertheidiger mit Enthusiasmus beklatschte. Die Richter ließen sich aber nicht irre machen, sondern bestättigten das erste Urtheil. Während sie in einem andern Zimmer noch deliberirten, sah man die bangste Erwartung auf allen Gesichtern. Hervagault hörte sein Urtheil mit einem spöttischen Lächeln kaltblütig an, und seine Anhänger, statt von den Gründen der Richter überzeugt zu werden, blieben nur noch halsstarriger auf ihrer Meinung. Man fuhr fort im Gefängniß ihn königlich zu bedienen. Er hatte unter andern einen silbernen Becher mit den Buchstaben L. C. (Louis Charles) und der alten französischen Krone geschmückt; er sagte dem Kerkermeister, das sey sein Chiffre. Keiner seiner Anhänger wurde abtrinnig, im Gegentheil ihr Eifer verdoppelte sich, und

der alte ehrwürdige Bischof v. B. stand immer an der Spitze. Ja, dieser letztere beschränkte seinen Eifer nicht auf Geschenke und guten Rath; er wollte auch thätig seyn, und, als er in Erfahrung brachte, daß man seinen illüstern Pupillen von Rheims nach Soissons bringen wolle, beschloß er, ihn auf der Landstraße den Händen seiner Verfolger zu entreißen. Dieses junge Projekt eines alten Kopfes wurde verrathen, man bemächtigte sich des Bischofs, wie auch seiner Papiere, und fand darinn den Beweis, daß er wirklich den Schneidersssohn von Saint Lo die Rolle des Dauphin habe wollen spielen lassen. Er läugnete das auch gar nicht, sondern erklärte geradezu, daß er Hervagault in der That für den Dauphin halte. Das Gouvernement hatte Mitleiden mit dem Greise, und setzte ihn in Freiheit. Auch mit Hervagault würde es milde verfahren haben, wäre er nur irgend zu bessern gewesen; doch da er in Soissons sich abermals schnell einen Anhang bildete, so hat man ihn verschwinden lassen.

Um nun aber begreifflich zu finden, wie so viele angesehene und kluge Leute sich von diesem rohen Jünglinge konnten täuschen lassen, hätte man ihn selbst müssen erzählen hören. Mit großer Rührung erinnerte er sich, wie sein Vater Ludwig XVI. ihm noch im Kerker Unterricht in der Geschichte und Geographie gegeben; mit dem Ton der unbefangenen Wahrheit sprach er von einer Hündinn, die seine Mutter, Maria Antoinette, sehr geliebt und Fidele genannt hätte. Die kleinsten Umstände malte er mit kindlicher Lebhaftigkeit, und vergaß auch nicht, daß sein Kerkermeister Simon ihn sogar des Nachts aufgeschreckt

habe,

habe, um sich zu überzeugen, daß er nicht entführt sey. „Ich mußte," fuhr er fort, „die niedrigsten Arbeiten verrichten, meine Gesundheit litt darunter. — Der 9te Thermidor erleichterte das Schicksal so mancher Schlachtopfer der Revolution, auch das meinige; man gab mir bessere Kleidung, gesundere Speisen, man erlaubte mir die Spiele meines Alters. Meine Schwester durfte zu mir kommen, mit mir essen, mit mir spielen. Welch ein Augenblick, der erste unsrer Wiedereinigung! (er weinte bitterlich, wenn er davon sprach.) Indessen wurde meine Gesundheit doch immer schwächer, die Kerkerluft würde mich getödtet haben; aber Gott hatte beschlossen, mir Hilfe zu senden."

Eines Tages, gegen Ende des Monats May 1795, als ich eben einschlummern wollte, näherte sich mir Einer meiner Wächter, den ich seiner Sanftmuth halben stets geliebt hatte, und flüsterte mir zu: Gutes Kind! hier im Gefängniß würdest du bald sterben; aber Leute, die dich lieben, wenn du sie gleich nicht kennst, lassen dir sagen, wenn du schweigst, so wollen sie dich bald an einen Ort bringen, wo du frei seyn, und mit Kindern deines Alters spielen wirst. — Ich verschlang seine Worte, versprach, mich Nichts merken zu lassen, und harrte sehnsuchtsvoll der Erfüllung seines Versprechens.

„Am andern Abende, um die nämliche Zeit, kam ein Wagen, mit weißer Wäsche beladen, auf den Hof, die man gegen schmutzige Wäsche auszutauschen gewohnt war. Unter diesem Weißzeuge lag ein sehr krank aussehendes Kind meines Alters verborgen. Mich nahm ein starker Mann, als Matrose gekleidet, in seinen Arm, steckte mich unter einen Haufen alter Wäsche, und nur eine kleine Oeffnung schützte mich vor dem Ersticken. Das

Letzte,

Letzte, was ich in meinem Kerker sah, war das schlafende kranke Kind, welches in mein Bett gelegt wurde. Ich wurde ziemlich unsanft auf den untenstehenden Wagen geworfen, und ohne Hinderniß nach Chaillot gefahren. Sobald wir aus dem Tempel waren, lüftete man mich ein wenig, nur bei der Barriere wurde ich wieder ganz bedeckt. Zu Passy trug man mich, noch immer eingewickelt, in eine niedrige Stube, wo man mich ganz in Freiheit setzte. Drei unbekannte Männer sah ich hier, die sich zu meinen Füßen stürzten, und vor Freude außer sich schienen. Man kleidete mich schnell in Weibertracht, setzte mich in eine Postchaise, und nahm den Weg nach der Vendee zu der Armee der Royalisten. — Was es eigentlich mit meiner Befreiung für eine Bewandtniß gehabt, habe ich erst spät erfahren. Nach dem Sturze Robespierres nämlich, wurden die herrschenden Parteyen unter sich selbst uneinig, viele neigten sich zur Wiederherstellung der Königswürde, man näherte sich den Royalisten in der Vendee, man pflog Unterhandlungen mit ihnen durch das Konventsmitglied Ruelle, und Einer der ersten Punkte, worauf jene bestanden, war meine Auslieferung, dem jedoch der Wohlfahrtsausschuß die Einschränkung hinzufügte, daß dieselbe anfangs verhölt, und ein anderes Kind an meiner Stelle untergeschoben werden müsse. Nach langen und heftigen Debatten gestanden die Royalisten das zu. Die Schwierigkeit war nur ein Kind zu finden, das man für mich passiren lassen konnte. Der Graf Louis de Frottē übernahm es, und schickte den Abbē Laurent deßhalb nach der Normandie, begleitet von seinem Adjutanten D ü h a m e l. Sie bestechen zu St. Lo einen Schneider, Namens Hervagault, seinen mir ähnlichen Sohn für 200,000 Livres dem allgemeinen Besten

zu opfern. Man versicherte den Schneider übrigens, daß er für das Leben seines Sohnes Nichts zu besorgen habe, und man verschwieg ihm sogar, daß das Kind durch eine starke Portion Opium in einen tiefen Schlaf gesenkt werden sollte.“

„Im Tempel war nur dreien Personen das Geheimniß vertraut, der Frau des Kerkermeisters, dem oben erwähnten Wächter, und dem Wäscher des Gefängnisses. Der Letztere war es, der mich heraustrug, und zu Passy an die Herren de Frottē, du Chatelier, und den Abbē Laurent ablieferte. — Zwei Stunden nach meiner Befreiung kam der berühmte Arzt Dessault, dessen Sorgfalt ich anvertraut war, in den Tempel. Eine zu starke Dosis Opium hatte das Kind, das in meinem Bette lag, in einen todtenähnlichen Schlaf versenkt. Dessault wollte es befühlen, ohne es zu erwecken; als er aber die Hand auf den Körper desselben legte, spürte er eine Verschiedenheit mit dem meinigen, der ihm einen Schrey auspreßte. Sein Erstaunen verwandelte sich in das heftigste Schrecken, als er bei näherer Besichtigung nicht mehr zweifeln konnte, es sey ganz ein anderes Kind. Fast eine Stunde lang blieb er im starren Entsetzen. Er überdachte seine Verantwortlichkeit, die Gefahr, in welcher sein Kopf schwebte, und beschloß endlich sich zu decken, indem er einen geheimen, der Wahrheit gemäßen Rapport an das Kommittē der öffentlichen Sicherheit sandte. Hier präsidirte Rovère, der im Geheimniß war, und seinen erstaunten, wüthenden Kollegen, nachdem ihre erste Heftigkeit sich gelegt hatte, bewies, daß Schweigen hier das Beste sey, zumal, da das fremde kränkliche Kind wahrscheinlich sterben werde, und es dann leicht sey, ganz Europa zu überreden, der wirkliche Dauphin

sey gestorben. Dessault aber wurde vorgefodert, und mit so bittern Vorwürfen überhäuft, daß er, von Kummer und Verdruß überwältigt, in eine schwere Krankheit fiel und starb. Mein kleiner Stellvertreter that dasselbe. Dessaults Nachfolger öffnete den Leichnam, merkte auch wohl, daß es nicht der meinige sey, und bediente sich daher im Procès verbal der zweideutigen Worte: nous sommes procédés à l'ouverture d'un Cadavre, que les Commissaires nous présentèrent comme celui du fils de Louis Capet."

„Indessen rollte ich mit meinen Befreiern auf der Landstraße. Die frische Luft und das Schütteln des Wagens zogen mir anfangs eine Ohnmacht zu. Als ich aber an beides mich gewöhnt hatte, machte der freie Anblick der Natur mir unaussprechliches Vergnügen. Die Bewegung, deren ich so lange entbehren mußte, und die gute reichliche Nahrung, mit der man mich versah, stärkten meine Gesundheit sichtbarlich. Wir kamen glücklich in das Hauptquartier der Royalisten nach Belleville, wo man mich mit einer Art von Gouvernante in das Schloß logirte. Nach Charette, der eben nicht zugegen war, wurden Bothen ausgesandt. Er besuchte mich mit Stofflet, betrachtete mich sehr genau, war kalt und einsylbig, bezeigte mir aber alle Ehrerbiethung. — Wie die Friedensunterhandlungen durch die Treulosigkeit der Republikaner abgebrochen wurden, ist bekannt. Die unglückliche Expedition von Quiberon hatte einen traurigen Einfluß auf mein Schicksal. Das Kabinet von St. James, und die französischen Prinzen, besonders der Graf Artois, wollten Nichts von einer beschränkten Monarchie hören, zu welcher die Royalisten sich verstanden, und um deren willen die Republikaner

likaner

likaner mich ausgeliefert hatten. Diesem politischen Zwiespalt wurde ich, mit des listigen Puysaye's Hilfe, geopfert. Charette selbst, den ich oft zu Pferde begleitete, verboth mir ernstlich, meinen Stand zu entdecken. Der Ruf von meinem Tode fand immer mehr Glauben. Die wenigen besser Unterrichteten durften es nicht wagen, sich und mich selbst in Gefahr zu setzen. Endlich verlangte England meine Auslieferung, theils unter dem Vorwand, die Identität meiner Person zu bewahrheiten, theils weil ohnehin die koalisirten Mächte mich anerkennen müßten. Ich wurde also auf der Küste von St. Jean de Monts eingeschifft, und, von dem Chevalier de la Roberie begleitet, landete ich zu Jersey, wo der Prinz von Bouillon mich mit Auszeichnung empfieng. Der Chevalier hatte eine von den Royalistenchefs, unterzeichnete Erklärung bei sich, wodurch sie mich für den Sohn und Erben Ludwig des XVI. erkannten. Dasselbe that der Herzog von Bouillon im Stillen. Das Podagra hielt ihn ab, mich vollends hinüber nach England zu begleiten."

„Bei meiner Ankunft zu Londen wurde ich sogleich zu dem Herzog von Harcourt, Gesandten der französischen Prinzen am englischen Hofe, geführt, der mich kalt empfieng, und impertinente Fragen an mich that, auf die ich ihn keiner Antwort würdigte. Graf Artois wollte mich nicht sehen; und nun war es klar, daß man Absichten hatte, denen ich im Wege stand. Indessen bewirkte mir der Chevalier de la Roberie eine geheime Audienz bei dem Könige, dem man Vieles verschwiegen hatte. Ob Se. Majestät gleich, dem Rath ihrer Minister zufolge, mich nicht öffentlich anerkennen konnten, so ließen Sie mir doch Zimmer im Schlosse einräumen, mich anständig bedienen, und behandelten mich überhaupt sehr

väterlich. Zuweilen spielte der König sogar mit mir wie ein Kind, bei welcher Gelegenheit ich ihm einst eine Ohrfeige gab."

„Mein Oheim, der Graf Artois, war so wüthend über die Aufnahme, die mir widerfuhr, daß er einst durch Einen seiner Köche meine Suppe vergiften ließ. Man entdeckte das Vorhaben noch zu rechter Zeit, und gab mir schnell Gegengift. Der König wollte meinen Oheim arretiren lassen, ich bat für ihn, und wendete den Blitz der Rache von ihm ab. Mein Leben war nun aber in England nicht mehr in Sicherheit; daher der König, obgleich er sich sehr ungern von mir trennte, beschloß, mich mit dringenden Empfehlungen nach Rom und Portugall zu senden."

„Von einem alten treuen Diener begleitet, und mit Geschenken überhäuft, reisete ich ab. Unter den letztern befand sich eine Schachtel von Mahagony, mit Gold beschlagen, in welcher eine Instruktion für Prinzen lag, die zum Thron bestimmt sind. Der König von England hatte sie ganz eigenhändig geschrieben, und der Verlust dieses Kleinods war mir am schmerzlichsten, als ich nachher aller meiner Habseligkeiten beraubt wurde. Ich schiffte mich zu Portsmuth ein, und landete nach einer langen Fahrt, im Hafen von Ostia, von da ich nach Rom gieng, und Pius dem VII. ein eigenhändiges Schreiben des Königs von England überbrachte. Der Pabst erstaunte, liebkosete und segnete mich, wollte mich sogar insgeheim salben, und ließ mir, um mich stets wieder zu erkennen, das französische Wappen auf das rechte Bein, und die Worte, vive le Roi, auf den linken Arm brennen. Es geschah in Beiseyn von 20 Kardinälen. Hierauf gieng ich bald durch Spanien nach Portugall."

„In

„In Spanien sah ich von meinen Verwandten Niemanden als die Herzoginn von Orleans, die sich zu meinen Füßen warf, ohne daß ich es verhindern konnte. Ich that keinen Schritt, um am Madriter Hofe vorgestellt zu werden, da ich wohl wußte, daß er Frankreich unterwürfig sey. In Portugall hingegen wurde ich über alle meine Erwartung aufgenommen. Nie werde ich Lissabon, die Ufer des Tajo und den Palast von Quelus vergessen! Dort lernte ich zuerst die Liebe kennen. Die Königinn, die mir außerordentlich gewogen war, versprach mir die Hand ihrer reizenden Schwester, der Prinzessinn Benediktine, Wittwe des Prinzen von Brasilien; auch both die Königinn Alles auf, um die Potentaten von Europa für mein Schicksal zu interessiren. Ihr verdanke ich es, daß neun Souverains (Portugall, England, der deutsche Kaiser, Preußen, Sardinien, Schweden, Dänemark, Rußland und der Pabst) durch ihre Gesandte eine Erklärung unterzeichnen ließen, durch welche ich förmlich anerkannt, und mir Beystand versprochen wurde. Diese Erklärung muß in den Archiven des portugiesischen Hofes liegen."

„Indessen hatte die Ebbe und Fluth der Revolution abermals andere Begebenheiten und Entwürfe herbeygeführt. Rovère und Pichegrü beriefen mich nach Frankreich, und hielten sich ihrer Sache gewiß. Ich verließ mit schmerzlichem Lebewohl den edeln, gastfreyen Hof von Portugall und meine geliebte Benediktine, ich landete in Hamburg, gieng von da nach Berlin, und hatte zu Potsdam eine geheime Audienz bey dem Könige, der mich mit Achtung und Liebe aufnahm. Von da eilte ich in die Schweiz, und erwartete daselbst auf Pichegrü's Landsitz Bellevau Nachrichten aus Frankreich.

Sie

Sie kamen. Man schrieb mir, der Zeitpunkt sey günstig, ich sollte mich augenblicklich einfinden. Ich reisete in Frauenzimmerkleidung ab, und war bereits bis Auxerre gekommen, als ich vernahm, daß meine Parthey zu lange gezögert, und daß der 18. Fruktidor alle meine Hoffnungen vernichtet habe. Schon gewöhnt an die Tücke des Schicksals, blieb ich gelassen; veränderte sogleich meine Reiseroute, und kam in kleinen Tagreisen in das Departement von Calvados, von da ich in einem Fischerboote nach Jersey zu entkommen hoffte. Ich schiffte mich auch wirklich ein, aber englische Kreuzer jagten mich zurück auf den Strand. Hier wurde ich als verdächtig arretirt, und nach Cherbourg gebracht. Ich entwischte, fiel unter Räuber, kam fast nackend nach Paris, wurde von einigen alten treuen Dienern meines Vaters kärglich unterstützt; wollte, ihren Rath befolgend, nach Deutschland flüchten, wurde unterwegs bey Chalons abermals angehalten, ausgeliefert, verurtheilt — der Leser weis das Uebrige.

Man muß gestehen, daß es fast unbegreiflich ist, wie ein ungehobelter Schneiderssohn aus St. Lo ein so künstlich zusammengesetztes Mährchen erfinden konnte. Das ist es auch, was noch jetzt seine Anhänger einwenden. Die Erzählung, sagen sie, trägt das Gepräge der Wahrheit; und hat man den Dauphin nicht ganz aus der Welt geschafft, so wird er über lang oder kurz wieder erscheinen, die goldenen Zeiten auf unsere Fluren zurück- und seine Getreue zu hohen Ehren bringen.

Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie.

Sie steht Jedermann offen. Der Besitzer ist so gefällig, wenn Fremde kommen, sich in andere Zimmer zurückzuziehen. Ich habe sie zweymal gesehen; das letztemal in Gegenwart des äußerst liebenswürdigen Besitzers, der nicht allein durch seine anspruchlos geäußerte Kenntnisse mir merkwürdig, sondern besonders auch durch sein häusliches Benehmen interessant wurde. Sein Kind auf den Armen tragend, mit ihm spielend, mit mir sprechend, einfach in Kleidung und Manieren, hat er mir eine liebgewordene Erinnerung zurückgelassen.

Seine Gallerie ist auserlesen, und hier hab' ich ein Bild gefunden, welches unter den vielen tausend Bildern, die ich in meinem Leben sah, den tiefsten, bleibendsten, unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist Markus Sextus, von einem jungen, leider! kränklichen Maler, Guërin. Markus Sextus kommt nach Hause, und findet seine Frau todt. Da steht er vor der Leiche, hat die blasse, erkaltete Hand zwischen den Fingern seiner beyden Hände, und starrt vor sich hin. Seine Tochter schmiegt sich weinend um seine Füße. Das ist die ganze Gruppe, deren Totaleffekt durch Nichts gestört wird. Tiefer hat nie ein Maler oder Dichter empfunden, als dieser Guërin; sprechender ist nie die stumme Verzweiflung ausgedrückt worden. Die Seele des Markus Sextus ist aufgelöst, und nur die letzte Empfindung vor ihrer Auflösung blieb im

er-

erstarrten Körper zurück. Er weis Nichts davon, daß er die todte Hand der Geliebten in der seinigen hält; er weis Nichts davon, daß sein armes Kind zu seinen Füßen wimmert; er fühlt auch nicht eigentlich sein Elend: denn er ist leblos. Großer Gott! es ist nicht möglich, eine Minute vor diesem Bilde zu verweilen, ohne daß Einem die Thränen aus den Augen stürzen; und wenn man es schon längst verließ, erblickt man noch lange in jedem Winkel die herzzerreißende Gestalt; selbst jetzt, indem ich dieses schreibe, steht sie lebhaft vor mir, und durchschauert mich mit unnennbarer Wehmuth.

Hieher gehört eine Anekdote, die den französischen Künstlern zu großer Ehre gereicht. Bey der Ausstellung im Louvre erhielt, ich weis nicht mehr, welches Gemälde so vorzüglichen Beyfall, daß die Nebenbuhler des Malers selbst einen Kranz darüber hiengen. Einige Tage nachher brachte Guërin seinen herrlichen Hippolite accusé par Phèdre; als der bekränzte Maler dieß Meisterstück erblickte, diese Schöpfung des innigsten Gefühls mit der Kunst verschwistert, flog er nach seinem Kranze, riß ihn herunter, und hieng ihn auf über dem Hippolite. Seine Mitbrüder theilten den Enthusiasmus, und verlangten, daß Guërin's Portrait, von Robert Lefebure sehr gut gemalt, neben dem Bilde unter dem Kranze aufgehängt werden sollte, welches auch geschah. — Als Lucian Bonaparte, der auch diejenigen Schönheiten des Marcus Sextus zu fühlen vermag, die außer dem Gebiethe der Kunst liegen, ihn sah, kaufte er ihn auf der Stelle für 1000 Livres. Ich prophezeihe, daß der Werth dieses Bildes in 100 Jahren zehnfach steigen, und daß jeder Mensch von Gefühl hin zu ihm wallfahrten wird. Man sagt, es soll in Kupfer gestochen werden;

das thut mir fast leid: denn unmöglich kann ein Kupferstich diese in die Farben gehauchte Seele nachbilden.

Eine heilige Familie von Raphael, eines seiner frühern Bilder, ist auch eine schöne Blüthe der Einbildungskraft, und Davids Belisar eine reife Frucht. Es sind da mehrere kostbare Gemälde aus der italienischen Schule, die den Kenner entzücken; aber auch die Neuern hat Lucian nicht verschmäht, und die Nachwelt wird es ihm Dank wissen: denn sie stehen den ältern oft in Nichts nach, als in den Jahren; sie erreichen ihre Vorgänger in der Kunst, und übertreffen sie in poetischer Behandlung. — Da sitzt unter Andern eine alte Frau, eine sogenannte Rentenierinn, das heißt, eine vormals wohlhabende Frau vom Stande, welche durch die Staatsbanqueroute bis zum Betteln heruntergebracht worden ist; dabey scheint sie blind, doch ist sie noch anständig gekleidet, ihre Züge verrathen nichts Gemeines; sie sitzt, auf ihren Stab gelehnt, vor einem Hause; vor ihr steht ein herrlicher Knabe, dessen Kleidung auch noch Spuren besserer Zeiten trägt; er ist vermuthlich ihr Enkel. Mit einem kummervollen Gesichte und nassen Augen hält er bettelnd seinen Hut den Vorübergehenden hin. Der Hut ist leer, und an dem Hause, an welches die Alte ihren Rücken lehnt, liest man unter mehreren Anzeigen von Bällen, Lotterien, Konzerten, auch eine ausgebothene Belohnung von 25 Louis für einen verlornen Hund. Dieses Bild, welches herrlich gemalt ist, enthält eine blutige Satyre auf die französische Revolution. — Sehr artig fand ich auch einen Knaben, der beym Lesen eingeschlafen ist, und ein Mädchen, das aus einer Schaale Milch trinken will, von einem Kinde aber zurückgehalten wird, daß es nicht zu Viel trinke. Der

Kleine drückt mit seinen Händchen ihre Stirn so herzhaft weg, und auf seinem Gesichte steht so leserlich: Es bleibt ja Nichts für mich übrig. — Nun komme mir Einer, und sage: Gleichviel, welchen Gegenstand die Kunst wählt. Da hänge mir Einer einmal den heiligen Stephan mit den Pfeilen im Leibe neben eine solche liebliche Gruppe! — Auch ein paar Schachspielerinnen von einem ältern Maler haben mir vorzüglich gefallen. Gewiß wird diese Gallerie bald Eine der Ersten in Frankreich seyn: denn jetzt, da Lucians Geschmack bekannt ist, biethet man ihm von allen Seiten Meisterwerke zum Kaufe an, und ich fand eine Menge dergleichen an den Wänden umherstehen, die seiner Entscheidung harrten.

Auch mehrere schöne Antiken besitzt er, unter andern einen Amor, der von Kennern sehr hoch geschätzt wird. Er kaufte alles Dieß auf einer Auktion zu Mallaga von einem englischen Schiffe, welches ein französischer Kaper genommen hatte. Die Sachen gehörten einem Engländer, dessen Namen ich vergessen habe, und der nachher 50000 Franken Mehr both, als Lucian gegeben hatte, wenn man ihm die Sachen zurückliefern wolle. Sogleich ließ Lucian dem Verkäufer die 50000 Franken nachzahlen, um ihn zu entschädigen.

Beyläufig führe ich noch an, daß man nirgend in Paris eine so gleiche und wohltemperirte Wärme in allen Zimmern und Sälen findet, als in Lucians Palaste. Es fällt um so mehr auf, da man gar keinen Ofen gewahr wird, und man muß sich lange umsehen, ehe man die kleinen offenen Mäuler bemerkt, die hier und dort, nicht hoch über dem Fußboden angebracht sind, die Wärme aus dem untern Stocke empfangen, und hier wieder sanft aushauchen. Das ist einmal ein vernünftiger Luxus,

der,

der, wie oben erwähnt, auch in dem herrlichen Saale der Fünfhundert herrscht. — Fourkroy hat die nämliche Vorrichtung in seinem Speisesaale, gerade unter dem Tische, angebracht, welches anfangs, indem man sich zu Tische setzt, sehr wohl thut, bald aber lästig und so warm wird, als säße man in einem Bade.

Gallerie der Handschriften.

Ich schweige von der prächtigen Nationalbibliothek, die schon vor 13 Jahren über 300000 Bände stark war, und seitdem noch sehr ansehnlich vermehrt worden ist. Beschreiben läßt sich da Nichts: denn wer nicht Zeit hat, diese Schätze Monate lang zu studieren, der wandelt durch die ungeheuern Büchersäle, wie durch einen Wald, und kann von jenen nichts Mehr sagen, als wie von diesem: Ich habe Bücher, ich habe Bäume gesehen. Doch auf eine Merkwürdigkeit will ich, besonders die Russen, aufmerksam machen, nämlich auf eine Karte des kaspischen Meeres, die Peter der Erste selbst gezeichnet, und bey seiner Anwesenheit in Frankreich als Geschenk hinterlassen hat.

Ich führe den Leser sogleich in die Gallerie von 84000 Handschriften, welche der gelehrte und berühmte Langlès mir mit einer Güte und Bereitwilligkeit gezeigt hat, die mir noch heute den innigsten Dank abnöthigt. Vor der Revolution belief sich die Zahl der Handschriften nur auf 35000, aber das Schwert des Eroberers hat, besonders im Vatikan zu Rom und in Venedig, reiche Beute ge-

gesammelt. Ich will nennen, was mir noch im Gedächtnisse schwebt, und auch den Ungelehrten interessiren kann. — Eigenhändige Briefe Heinrich des Vierten an seine Geliebte. Sie sind zwar meist alle schon gedruckt, aber sie machen einen weit lebhaftern Eindruck, wenn man sie von Heinrichs Hand geschrieben sieht, und das nämliche Blatt hält, auf dem die schönen Augen der Geliebten ruhten.

Eben das ist der Fall mit dem eigenhändigen Manuskript des Telemach von Fenelon, wo auch besonders die Korrekturen des Verfassers Aufmerksamkeit verdienen.

Ein frommes Buch auf Purpurpergament, aus dem sechsten Jahrhundert, erhält freylich nur seinen großen Werth durch das hohe Alterthum; aber der griechische Paulus aus eben jener Zeit, wird noch durch eine besondere Anekdote merkwürdig. Ein Engländer arbeitete einst täglich in der Bibliothek, und da man ihn für einen honetten Gelehrten hielt, so gab man nicht mehr so genau auf ihn Achtung. Der gelehrte Spitzbube stahl mehrere Kapitel aus diesem Paulus, die er künstlich ausschnitt, und seinen Raub nach Oxford brachte. Es währte lange, ehe man den Diebstahl bemerkte; als es aber geschah, wurde der damalige Conservateur des manuscrits, Abbé Sallier, so sehr dadurch erschüttert, daß er erkrankte, und starb. Man spürte indessen dem Thäter nach, entdeckte die gestohlenen Kapitel zu Oxford, reklamirte sie, und der König von England befahl sogleich, sie wieder heraus zu geben.

Mir besonders interessant war eine uralte Handschrift des Terenz mit den Masken zu Anfang jedes Stücks, und mehrern dazwischen gemalten Szenen. Es

kom-

kommen da eine Menge Dinge vor, die sich heut zu Tage, selbst von Sachverständigen, nicht mehr gut erklären lassen, und vermuthlich dienten, die Dekorationen anzudeuten, weil diese bekanntlich oft nur symbolisch angedeutet wurden. Z. B. Eine viereckte Maschine, nicht größer als eine gewöhnliche Thür, mit Stricken wie ein Netz bezogen, theilte das Theater gleichsam in zwey Theile. —

Der Alkoran, den Karl der Fünfte einst aus Marocco mitbrachte. — Ein indischer Roman, mit schönen, lebhaften Gemälden, unschätzbar bey Erklärung von Kostum und Gebräuchen. Unter andern sieht man am Schlusse eine Wittwe, die sich mit ihrem Gatten verbrennt, mit der Unterschrift: Diese Flammen sind Eis gegen meine Liebe.

Eine Menge chinesischer Portraits, seltsam anzuschauen. — Ein französisches Buch, zu welchem ein Bramine sehr hübsche Gemälde verfertigt hat. — Indische Manuskripte auf Palmenblättern, worunter noch viele unbekannte, unter andern ein Gedicht, welches die ganze Kosmogenie der Indier enthält.

Eine große Tafel, aus China gebracht, beweist, daß die christliche Religion schon im siebenten Jahrhunderte bis nach China vorgedrungen war. Ihre Aechtheit erkennt man besonders aus den syrischen Anfangsbuchstaben, derer sich die Bischöfe damals bedienten. — Mehrere Handschriften mit herrlichen Bildern — prächtig eingebundene Meßbücher u. s. w. — Das wäre es ungefähr, was sicher auch jeden Ungelehrten, und selbst Damen, einige Stunden in der Gallerie der Handschriften fesseln wird.

Das Taubstummeninstitut.

Der Nachfolger des berühmten Abbē de l'Epēe, der nicht unberühmte Sicard, war eine Zeitlang krank gewesen, und hatte die gewöhnlichen öffentlichen Sitzungen aussetzen müssen, daher war die Versammlung sehr zahlreich, als er zum erstenmal dazu einlud. Kaum faßte der große Saal die Menge der Fremden. Seine einzige Verzierung war die Büste des Abbē de l'Epēe. Reihen von Bänken erhoben sich amphitheatralisch, die taubstummen Zöglinge saßen auf den vordersten; Sicard selbst betrat ein Katheder.

Trotz seiner kaum überstandenen Krankheit, redete er fast ununterbrochen, von halb zwölf Uhr an, bis nach vier Uhr, also fast fünf Stunden, um die er uns aber gewißermaßen betrog: denn Niemanden glaubte länger, als ein paar Stunden, gegenwärtig gewesen zu seyn. Man hat ihm verschiedentlich in dentschen Blättern den Vorwurf der Charlatanerie gemacht, ich meyne aber, man thue ihm Unrecht. Der Mann hat durchaus nichts Aehnliches mit einem Charlatan; und wenn er zuweilen in diesen Sitzungen die sinnreichsten Taubstummen einige Künste machen läßt, so ist ihm das wohl zu verzeihen: denn, womit soll er dann eine so große, so sehr gemischte Versammlung unterhalten? — Er that doch an jenem Tage bey weitem Mehr, und wirklich zu Viel für ein solches, größtentheils aus Damen bestandenes Publikum. Er entwickelte seine Methode, den Zweck, (nämlich Menschen aus diesen Unglücklichen zu ma-

machen,) die Hindernisse, welche ihre fehlerhafte Organisation entgegensetzt, die Mittel, sie zu besiegen. Er zeigte, daß man nicht allein die gewöhnlichen, den Sinnen faßlichen Dinge, sondern auch die aller abstraktesten Wahrheiten, die Taubstummen lehren könne.

Massieu, sein geistreichster Zögling, ist freylich ein außerordentlicher Mensch; und seine tours de force, wenn man es so nennen will, setzen in Erstaunen. Ein Gelehrter unter den Zuhörern prüfte ihn einigemal durch schwere Aufgaben, die er mit bewundernswürdigem Scharfsinne lösete. Er sollte z. B. den Begriff von être éternel (ewiges Wesen) ausdrücken, da doch der Begriff von être schon so schwer zu entwickeln ist. Der letztere war ihm indessen schon geläufig, und er fand ihn bald. Nun fragte ihn Sicard durch Zeichen, ob es wohl ein être gäbe, dem diese Benennung ganz ausschließlich zukomme? — Er sann eine Weile, und endlich, wie von einem Blitzstrahle gerührt, mit vor Freude funkelnden Augen, schrieb er an die Tafel: Dieu! einen Augenblick nachher setzte er mit einer Art von Triumph hinzu: être des êtres!

Ein anders Mal, da Massieu, von seinem Lehrer geleitet, eben das Wollen (vouloir) mit allen seinen Abtheilungen und Unterabtheilungen analysirte, foderte ein Zuhörer, man soll ihn das Wort velléité finden lassen. Das Wort ist bekanntlich unübersetzbar, und bedeutet so Viel als Halbwille. Sicard versicherte, er habe dieß seltene Wort nie diktirt, und Massieu es nie gelesen; fieng aber gleich sehr bereitwillig an, ihm die Begriffe zu entwickeln, oder vielmehr sie von ihm selbst entwickeln zu lassen, um ihn auf diesen zu führen. Wäre hier Betrug gewesen, so müßte er sehr fein angelegt, und der Lehrer sowohl als der Zögling große Schauspieler seyn.

Es

Es wurde dem Massieu offenbar sauer, das Wort zu finden. Nach langem Nachsinnen schrieb er: petite volonté. Sicard billigte Das, gab ihm aber zu verstehen, er müsse den Begriff durch ein einziges Wort ausdrücken. Nun war er in großer Verlegenheit, und schrieb endlich an die Tafel: „Ich muß, um dieses Verlangen „zu erfüllen, mir mit dem Lateinischen helfen, und nach „der Analogie desselben ein Wort zu schaffen wagen." Hierauf schrieb er: velleté und vellité, fehlte also nur um einen Buchstaben.

Das letzte starke Kunststück war folgendes: Massieu diktirte durch Zeichen aus einem so eben erschienenen, ihm völlig unbekannten Buche einem andern Taubstummen, der das Diktirte richtig Wort für Wort nachschrieb. Dann wechselten beyde die Rollen mit gleichem Erfolge; und endlich kam ein artiges kleines Mädchen, welches das Nachgeschriebene mit ganz vernehmlicher Stimme von der Tafel ablas. Das einzige e konnte sie nicht aussprechen, wenn es Schlußbuchstabe war, weil es alsdann durch die Nase gesprochen wird, und diese Operation, da sie inwendig geschieht, den Taubstummen nicht beygebracht werden kann.

Rührend und merkwürdig war eine Apostrophe Sicard's an die anwesenden Mütter, worinn er sie bath, seine Methode auch auf gesunde Kinder anzuwenden, nämlich sie Dasjenige, was man sie lehren wolle, gleichsam selbst finden und erfinden zu lassen, weil es die einzige Art sey, ihnen Etwas mit Nutzen und bleibend beyzubringen. (In der deutschen Erziehungskunst ist diese Methode schon längst eingeführt.) Mehreremal bath Sicard die zahlreich versammelten Damen um Verzeihung, daß er nicht umhin könne, sich oft in die Höhen der Metaphy-

taphysik zu versteigen. Diese Bitte war zwar zum Theil überflüssig, weil die Damen gar nicht darauf Achtung gaben, aber mich deucht, er hat Unrecht, bey einer so gemischten Versammlung so sehr ins Einzelne zu gehen; dazu sollte er sich einen engern Zirkel wählen, bey dem auch weniger Störungen zu befürchten wären, die einen aufmerksamen Zuhörer an diesem Tage oft in Verzweiflung brachten. Schon längst war der Saal voll, beyde Thüren verschlossen, die Unterhaltung in vollem Gange, als noch alle Augenblicke Jemand herein wollte, und, wenn man nicht schnell genug öffnete, mit Fäusten unverschämt an den Thüren trommelte.

Die Zöglinge schienen überhaupt sehr lebhaft, besonders die Mädchen, die unaufhörlich untereinander gestikulirten. Wird ein neuer Taubstummer in das Institut gebracht, so geben sie ihm gleich unter sich einen Namen, das heißt, vermittelst ihres Scharfblicks bemerken sie sogleich, wodurch der Ankömmling sich etwa von den Uebrigen unterscheidet, und darnach formiren sie ein Zeichen. So haben sie für Sicard ein Zeichen, welches andeutet, daß er den Kopf gewöhnlich etwas auf die rechte Seite neigt. Sicards Vortrag ist klar, kräftig, männlich, zuweilen sogar ein wenig in das Gebieth der Dichtkunst schweifend; zuweilen macht er aber auch die Sachen allzudeutlich, als ob er lauter Strohköpfe vor sich hätte. — Sehr oft bath er um Aufmerksamkeit — leider war es nothwendig.

Theater der Franzosen.

Da in Paris täglich auf 17 oder 18 verschiedenen Bühnen gespielt wird, so ist begreiflich, daß die Theater von sehr verschiedenem Werthe sind. Es giebt vortreffliche, gute, mittelmäßige und schlechte.

Das Erste im Range und in der Vollkommenheit ist das Théatre français. Ueber die französische Manier, Trauerspiele darzustellen, habe ich mich schon an mehreren Orten erklärt. Ich kann sie nicht leiden, eben weil sie Manier ist. Alle französische Helden sind in eine Form gegossen, bey ihnen giebt es nur eine Art, Empfindung und Leidenschaft auszudrücken; wer ein Trauerspiel sah, der hat sie alle gesehen. Einige der ersten Mitglieder des Théatre français machen hiervon zuweilen eine Ausnahme, der einzige Talma immer. Er selbst gesteht aber auch, daß er die deutsche und französische Manier zu vereinigen suche. Seine Neider tadeln ihn deßhalb, aber die große Wirkung, die er jedesmal hervorbringt, beweist zur Genüge, daß er die Herzen trifft. Talma ist ein schöner Mann, mit einer sanft schwermüthigen Physiognomie, die jedoch jede Leidenschaft auszudrücken fähig ist. Er spricht sehr vernünftig über Natur und Kunst, und über den großen Streit zwischen Teutschen und Franzosen, da sie bald dieser, bald jener ausschließlich huldigen. Die Vereinigung Beyder, sagt er mit Recht, sey Beyder Triumph. Er hat ausländische Theater gesehen. Prüfet Alles, das Gute behaltet, ist auch sein Wahlspruch.

Ich will einige Stücke nennen, die ich auf dem Théatre français habe spielen sehen. Tancred — Lafond gab ihn vortrefflich, die übrige Besetzung war höchst mittelmäßig. Armenide wurde durch eine doublirende Schauspielerinn dargestellt. — Les deux frères (die Versöhnung oder Bruderzwist, von mir) wurde so schön vorgestellt, wie ich es nie gesehen habe, und vermuthlich nie wieder sehen werde. Baptista, als Kapitän, Michot, als Hans Buller (einzig, unübertrefflich), Mamsell Mars, als Lottchen (unaussprechlich liebenswürdig, eine Naivetät und Sittsamkeit, Feinheit und Unschuld — es ist unmöglich, von dieser jüngsten Grazie nicht bezaubert zu werden); Damas, als Doktor Bluhm, La Rochelle, als Eyterborn. — Ja, wahrlich, seine Stücke so spielen zu sehen, ist ein wahrer Genuß! In Teutschland werden immer nur einzelne Rollen hervorgehoben, das Ganze bleibt Stückwerk. In Teuschland sollte eigentlich nie ein Schauspiel beurtheilt werden: denn man sieht es nie so, wie der Verfasser es sich dachte. Doch nehme ich in Berlin einige wenige Stücke aus, z. B. Jeannette von Gotter, wo Ifflands Kunst herrlich glänzt, und dennoch die Uebrigen neben ihm sich nicht im Schatten verlieren. Es ist eine Prunkvorstellung des Berliner Theaters. das Stück ist bekanntlich gut, und so oft es gespielt wird — bleibt das Haus leer. Doch ich vergesse, daß ich noch in Paris bin. Das Pariser Publikum erinnerte mich bey der Vorstellung der deux frères lebhaft an das Wiener: denn es hob, wie jenes, mit regem Gefühle jede bessere Stelle heraus. Das Stück hatte, wie man mir erzählte, Anfangs mit großer Kabale zu kämpfen, hob sich aber immer höher, und ist jetzt ein Lieblingsstück der Pariser.

ser. — Le Tasse mit Veränderungen. Ich weis nicht, wie das Stück ohne Veränderungen gewesen seyn mag; aber ich weis, daß es immer ein schlechtes Stück bleiben wird, besonders für Jemand, der Göthe's Meisterwerke kennt. Einige gute Situationen hat es doch. Der Moment, wo Tasse aus dem Wahnsinne nach und nach wieder zu sich kommt, wurde von Lafond erschütternd und mit großer Wahrheit dargestellt. Die Prinzessinn aber, (Mlle. Fleury) eine Vierzigerinn, machte Tasso's verliebten Wahnsinn völlig unbegreiflich. — L'homme à bonnes fortunes. Heutzutage würde man dieses alte Lustspiel höchstens noch als Posse durchschlüpfen lassen. Erstaunt bin ich über Dazincourt, der, wie ein französischer Nachbar mir sagte, noch ein Ueberrest der alten, guten Komödie seyn soll, und wirklich ein trefflicher komischer Bedienter ist; aber — als er seines Herrn Kleider anzieht, um auch bonne fortune zu suchen, als er sein Schnupftuch in eau de la vande einweicht, und es nachher zu naß findet, ringt er es in das Souffleurloch aus, und der Zartgeschmack der Pariser nahm daran keinen Anstoß. Ich äußerte meine Verwunderung darüber gegen meinen Nachbar, er wurde verlegen, und meynte, Dazincourt sey einmal so beliebt beym Publikum, daß man ihm Alles hingehen lasse. Freylich kenne ich auch in Deutschland ähnliche Beyspiele.

Zaire. Mademoiselle Volney, ein artiges, junges Mädchen, spielte die Zaire so ziemlich; Lafond schrie als Orosmann entsetzlich. Nach der Vorstellung wurden Beyde herausgerufen. Der Lärmen dauerte länger als eine Viertelstunde, ehe Mamsell Volney erschien; sie trat aber kaum aus der Couliße einen Schritt hervor, machte eine kleine Verbeugung, und verschwand.

La=

Lafond kam gar nicht, trotz alles Schreyens. Die Musik hob an, man schrie fort. Der Vorhang rollte auf, das zweyte Stück sollte beginnen; man ließ die Schauspieler nicht zum Worte kommen. Endlich trat Einer der Mitspielenden vor, und sagte: Meine Herren! unser Kamerad befindet sich nicht wohl. Nun waren sie zufrieden — Les projets du mariage, von Duval, ist ein artiges Stück, und wurde sehr lebhaft gespielt. — Andromaque. Heute sah ich zum erstenmale die berühmte Mademoiselle Düchesnois als Hermione. Man hat mich oft in Paris gefragt, ob sie oder ihre schöne Nebenbuhlerinn, Mademoiselle Gorge, mir besser gefiele? Ich bin, wenn ich konnte, der Antwort gern ausgewichen; konnt' ich aber nicht, so gestand ich freymüthig, daß mir Keine von Beyden behage. Mademoissell Düchesnois ist erstens sehr viel häßlicher, als einer Schauspielerinn erlaubt ist zu seyn. Zweytens, hat sie, außer allen Fehlern der französischen Manier, auch noch einige, die ihr eigen sind, nämlich eine Art von Gesang in der Deklamation; und dann legt sie mit ihrer ganzen Schwere sich auf mehrere Sylben in jeder Zeile, und reckt diese gewaltig. Dabey ist Alles so offenbar studiert; sie scheint immer vor dem Spiegel zu stehen; kein Ton kommt aus dem Herzen, oder ist von der Natur eingehaucht, lauter Kunst und abermal Kunst. Hingegen war Talma als Orest ganz vortrefflich; und hätte ich nie Etwas von ihm gehört, als den letzten Monolog in Andromache, so wüßte ich genug, um zu behaupten, daß er unter die größten Schauspieler gehört, die gelebt haben und leben werden.

Uebrigens finde ich meine alte Bemerkung täglich bestättigt, daß nämlich die Franzosen für den Ausdruck des

edeln

edeln Stolzes keine andre Bewegung haben, als — einander den Rücken zuzukehren. Auch sonst thun sie es sehr oft. — Monsieur de Crac, diese lustige Posse, sah ich hier zu meiner Verwunderung weniger gut spielen, als in Genf.

L'Orphelin de la Chine. Hier zeigte sich Mademoiselle George als Idamé, eine majestätische Schönheit, obgleich heute das fatale chinesische Kostum sie entstellte. Sie ist groß und stark, von königlichem Wuchse; soll erst 17 Jahre alt seyn, sieht aber aus wie 25. Sie spielt gut, und schreyt bey Weitem nicht so wie ihre Nebenbuhlerinn; auch leiht ihr die Natur zuweilen herzliche Töne. Sie hat mir gefallen; doch meiner Erwartung auch nicht entsprochen. — Schon wieder war unter den Schauspielern Einer, der seinen meist wichtigen Platz schlecht ausfüllte. Im Tancred mußte ich ihn als Arsire verdauen, in Zaire gar als Lusignan, und heute als Idamé's Gemahl. Das Publikum lachte ihn ein paarmal aus. Was das Schlimmste ist, so giebt es, Monvel ausgenommen, keinen Andern für dieses Rollenfach; Monvel aber ist alt und kränklich. — L'Impertinent — wurde von St. Phal recht gut gegeben.

La Metromanie. Fleury ist ein sehr braver, fein komischer Schauspieler, und hat noch ganz den alten feinen Ton in seiner Gewalt. Schade, daß er für Liebhaberrollen zu alt ist. — Ein neues Stück von Longchamps, le pouvre garçon malade, wurde, durch gräßlichen Tumult unterbrochen, nicht ganz zu Ende gespielt. Die Dekoration, zwey Zimmer nebeneinander, war allerliebst, und wurde, als der Vorhang aufrollte, sehr beklatscht. Ein junger Mensch, der sich den Fuß verstaucht hat, und folglich nicht darauf treten kann, liegt

auf

auf einem Ruhebette, einige Schritte vor ihm steht seine goldene Dose auf dem Tische; ein Spitzbube kommt herein, und nimmt sie ihm vor seinen Augen weg, ohne daß er es hindern kann. (Hier wurde stark gepfiffen.) Seine Geliebte, die ihn aufsucht, ist im Nebenzimmer, ohne daß Beyde von einander wissen. Sie sieht von ungefähr die Dose in fremden Händen, die sie einst selbst ihrem Liebhaber schenkte, und kauft sie. Ihr Vater, der die Dose nicht kennt, freut sich über den wohlfeilen Kauf, und nimmt sie ihr weg. (Gepfiffen.) Er hat Langeweile im Wirthshause, und möchte gern Schach spielen. Der Wirth führt ihn zu dem Kranken, der auch dieß Spiel liebt, und auch Langeweile hat; Beyde kennen sich aber nicht. Sie spielen, der Alte setzt zufällig die Dose neben sich, der Jüngling erkennt sie auf den ersten Blick, und giebt seinem Gaste den Diebstahl Schuld. (Gepfiffen.) Zum Beweise, daß die Dose ihm wirklich gehöre, öffnet er einen verborgenen Deckel, und zeigt ihm das Portrait seiner Tochter. (Geklatscht.) Wie sich das Stück nun endigen werde, erräth Jedermann leicht. Einmal wurde so entsetzlich gepfiffen, daß die spielenden Personen sich endlich genöthigt sahen, die Bühne zu verlassen, nachdem sie schon lange genug die Musik mit angehört hatten. Nun aber fieng ein Theil des Publikums an zu klatschen, der andere fuhr fort mit dem Pfeifen, es war, um das Gehör zu verlieren. Nach einer Weile kam Baptiste, der den Vater spielte, und fragte bescheiden, ob man erlauben wolle, fortzuspielen oder nicht? Ja! ja! schrie Alles. — Man fuhr also fort, und alsobald tönten die Pfeifen wieder so schmetternd, daß die letzte Szene gänzlich verloren gieng. Dazwischen schrie man hier: C'est mauvais! dort: Paix! Silence! und dann

wieder: La toile! Kurz, keine Feder beschreibt den Lärm.

Man hat mich versichert, daß die jungen Herren im Theater Pfeifen mit Blasebälgen unter beiden Armen und in beiden Schuhen haben, so, daß sie mit den Händen zu klatschen scheinen, indessen sie eben durch das Klatschen beide Pfeifen unter den Armen in Bewegung setzen. So oft sie aber auf die Zehen treten, und dann die Fersen wieder sinken lassen, pfeift es in beiden Schuhen.

Die Aufführung von Menschenhaß und Reue war durch eines Schauspielers Krankheit lange verzögert worden. Madame Talma (vormals Petit-Vanhove) spielte die Eulalia recht gut, St. Phal aber den Meinau sehr unter meiner Erwartung. Erstens sollte schon ein so wohlgenährter Mann mit ausgestopften Backen nie den Meinau spielen; zweitens sollte Meinau nie so fürchterlich toben, und drittens sollte er nicht angezogen seyn wie ein Handwerkspursche. Er trägt nämlich einen altväterischen dunkelblauen Rock mit gelben Knöpfen, eine Scharlachweste mit großen viereckigen Taschen, schwarze Beinkleider und Stiefeln über die Kniee gezogen. Als ich meine Verwunderung über dieses seltsame Kostum zu erkennen gab, bestand man darauf, das sey Teutsch. Ich hatte gut reden, und zeigte vergebens auf meinen eigenen Frack, der ja noch in Teutschland gemacht sey. Man blieb dabei: c'est le costume Allemand. Ich schloß mit der Versicherung, daß nur die teutschen Fleischersknechte sich so kleideten, und verlor kein Wort weiter. — Meinau packte sich einigemal so wüthend bei der Brust, daß man alle Augenblicke befürchten mußte, er werde sich selbst ins Parterre schleudern.

Philin-

Philinte von Moliere. Auch eine schöne Rolle von Fleury. Er trug heute sogar noch die alten Achselbänder auf dem reichen Kleide. Wenn man das Moliersche Kostum allgemein beobachtete, so hätte ich Nichts dagegen, da aber die Damen im neuesten Geschmacke à la Grecque erscheinen, so ist diese Mischung lächerlich und widerlich.

Didon. Hier erscheint Mamsell George in ihrer ganzen königlichen Schönheit. Das Tygerfell und der Köcher um Schultern und Nacken, den Bogen in ihrer Hand, machen sie zur reizendsten Diane, und tausend Akteurs würden, aller Gefahr trotzend, der Versuchung nicht wiederstehen, sie im Bade zu belauschen. Aber ihr Spiel war sehr mittelmäßig. Ich kann hier einen Zug des Publikums nicht mit Stillschweigen übergehen. Als man einmal ein wenig applaudirte, ließ sich plötzlich im Parterre eine Pfeife hören. Das hatte sie nun wirklich nicht verdient. Das Publikum fühlte auch lebhaft die Ungerechtigkeit, und da vorher kaum Einige geklatscht hatten, klatschte jetzt das ganze Haus. Der Pfeifer ließ sich nicht irre machen; kaum war es wieder stille geworden, so ertönte sein Instrument von Neuem. Jetzt erhob sich, wie am Drath gezogen, das ganze Parterre, und schrie mehrere Minuten lang fürchterlich: à la porte! (zur Thür hinaus!) Da nun aber der Pfeifer nicht auszumitteln war, und immer Einer auf den Andern zeigte, so entschloß sich das Parterre, von Einem Geiste beseelt, statt der lauten Unzufriedenheit mit dem Pfeifer, die laute Zufriedenheit mit der Ausgepfiffenen kund werden zu lassen; es kehrte sich abermals, wie an einer Schnur gezogen, nach der Bühne, und schrie unter heftigem Klatschen bravo! bravo! daß

die

die Säulen zitterten. — Während dieser ganzen Szene, die wohl fünf Minuten dauern mochte, litt die arme George unbeschreiblich. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen, gesenktem Haupte und gefaltenen Händen, und das Blut in ihren Wangen überglühte die Schminke. Sie war wirklich rührend schön.

L'Epreuve nouvelle von Marivaux ist ein unbedeutendes Stück, wurde aber mit einem so vortrefflichen Ensemble gegeben, daß es entzückte. Besonders war Mamsell Mars wieder unaussprechlich liebenswürdig. Sie ist ein Liebling des Publikums, und doch so bescheiden. „Ich habe keine Debüts gehabt," sagte sie mir, „je me suis glissé au théater français mit kleinen unbedeutenden Rollen, und das hat jetzt den Vortheil für mich, daß ich keine Reputation zu souteniren habe." — Sie ist dabei ein so sittsames Mädchen, steht in gutem Rufe, verschmäht alle Anträge, und bleibt ihren ersten Verbindungen unwandelbar getreu.

Cinna. Nach einer langen Krankheit trat Monvel zum Erstenmal wieder auf. Er ist ein sehr braver Künstler, doch griff die Rolle des Kaisers ihn heute noch stark an. Schade, daß die Jahre sein Verdienst nicht respektiren. Der erste Konsul war heute gegenwärtig, er soll Cinna nie versäumen. Man ist neugierig, zu sehen, ob er nicht in einer ähnlichen Lage auch sagen wird: Soyons amis, Cinna! Mamsell George war, wie gewöhnlich, sehr schön, und nicht vielmehr. Den Cinna spielt sonst Talma, und man vergöttert ihn in dieser Rolle, Heute ließ er sich von Lafond doubliren. — Ich muß doch im Vorbeigehen bemerken, daß die französischen Schauspieler seit der Revolution eine sonderbare Veränderung mit der Aussprache vorgenommen haben; sie sagen nämlich nicht

mehr mon coeur, mon sort u. s. w., sondern mun coeur, mun sort. Allgemein wird auf den Bühnen das mon jetzt so ausgesprochen, als wenn es vor einem Konsonanten steht, und das Drolligste ist, daß sich das so nach und nach eingeschlichen, daß sie selber Nichts davon wissen, denn von mir erfuhren sie es zum erstenmal.

Herrmann et Werner, ou les militaires, ein schwaches Produkt, welches aber durch treffliche Darstellung, besonders der Mamsell Mars, dennoch hohen Genuß gewährte. Dasselbe gilt von la belle fermière, wo sie noch von dem trefflichen Michot unterstützt wurde. — Le babillard. Bei solchen Rollen sollte St. Phal bleiben und zu keinem Meinau sich verstehen. Heute sah ich wieder, wie Viel die Franzosen, und mit Recht, auf eine runde Vorstellung halten. Ich war vor Anfang des Stücks im Foyer des Theaters, da fand ich den Schwätzer umgeben von den sechs Damen, mit welchen er die Plauderszene hat, welche sie eben probirten. Dann giengen sie sämmtlich auf das Theater und parlirten sie noch zweimal hintereinander. Nun gieng es aber auch Schlag auf Schlag.

In Iphigénie en Tauride, feyert Talma als Orest abermals einen Triumph. Die alte Demoiselle Fleury ist in keiner Hinsicht dieser Rolle gewachsen. — La dédaigneuse, ein neues Lustspiel, in welchem, wie schon der Titel anzeigt, eine Kokette alle Männer abweist, und endlich, wie sich's gebührt, sitzen bleibt. Zu einem Akte war hier Stoff, zu dreien nicht. Indessen ist Demoiselle Mezeray für solche Rollen einzig. Sie spielt mit einem Anstand und einer Feinheit, die Nichts zu wünschen übrig lassen. Freilich zieht Mamsell Mars (die jüngere Schwester) auch hier alle Blicke auf sich. — Das Stück

war nicht ohne artige Einfälle, aber im Ganzen langweilig. Man pfiff es aus, und Trotz der Gegenwart des ersten Konsuls, wurde der Lärmen so groß, daß das Ende nicht mehr gehört wurde. Bonaparte blieb aber dennoch bis zum Ende, und schien sich um Nichts zu bekümmern. Wenn, wie man sagt, die D daigneuse das Probestück eines jungen Dichters ist, so gieng man viel zu hart darmit um. — Le seducteur amoureux. Ein glücklich gewählter Stoff, ziemlich gut bearbeitet Die Hauptrolle wurde durch Fleury vortrefflich dargestellt. Das Stück war, wie fast immer, mit außerordentlicher Präzision gespielt. Nie hörte man das leiseste Flüstern vom Souffleur, und doch nahmen sich die Schauspieler immer die Worte aus dem Munde.

Daß man auf dem Théatre français auch noch Stücke giebt, wie der Medécin malgré lui, und daß das ohrenzarte Publikum ein Gespräch, wie folgendes, verträgt: va-t-elle à la chaise percée? — Oui. — Copieusement? — Assez. — Et la matière est-elle. — u. s. w. ist mir unbegreiflich. Auch die unaufhörlichen Prügeleien sollten in die Hanswurstbuden verwiesen werden.

Dieses Theater nährt sich, wie man sieht, ganz von alten Stücken; die neuen werden fast immer ausgepfiffen. Agamemnon ist das einzige Trauerspiel, welches sich, Trotz den blutigsten und auch wohl verdienten Kritiken, zu erhalten scheint. — Das Lokal ist groß und schön, sieben Reihen Logen und Gallerien über einander, denn selbst in der Decke sind noch Logen durchgebrochen. Ueberall hört man gut, an vielen Stellen sieht man aber schlecht, weil die Pfeiler in den Logen die Bühne verdunkeln.

Ich komme nun, 2tens, auf die große Oper, welche in manchem Betracht das erste Spektakel in der Welt genannt zu werden verdient. Orchester, Chöre, Dekorationen, Maschinerie und Tanz werden nirgends so gefunden. Der Gesang allein ist mehr ein Geschrey. Man will das durch die Größe des Hauses entschuldigen, aber vergebens. Warum vernimmt man dann auch von Madame Branchu jeden Ton, obwohl sie bei weitem nicht so gräßlich schreyt als Mamsell Maillard, die man sicher einst todt vom Theater tragen wird. Sehr oft überschreyt sie, bei leidenschaftlichen Rollen, sich dermaßen, daß sie nur noch unartikulierte Töne von sich giebt. Bediente sie sich dieser Manier, als Kunstgriff, äußerst selten, so würde sie einen großen Effekt darmit hervorbringen; es ist aber ihre Natur, und kommt in jeder Szene wieder vor.

Adrien. Mehül's Musik scheint mir, wenigstens so vorgetragen, ein Meisterstück der Deklamation. Wie stark das Orchester besetzt ist, kann man unter andern aus dem Umstande ermessen, daß sechs Kontrebässe darinn sind. Ueberdieß ist in den meisten Pariser Theatern der Platz des Orchesters weit zweckmäßiger berechnet, als in den teutschen. Es ist nämlich weniger lang als bei uns, und hingegen viel breiter. Der Raum, der dadurch in der Mitte für die Zuschauer verloren geht, wird an beiden Seiten wieder gewonnen. Der Hauptvortheil aber ist, daß die Blaseinstrumente nicht zu weit entfernet sitzen, und alle Stimmen mehr konzentrirt sind. Es giebt hier keinen Souffler. Derjenige, der das Orchester dirigirt, verwaltet auch zugleich dieses Amt. — Die Sänger sind zugleich ziemlich gute Schauspieler, ein Talent, welches man auch der

Schreyerinn Maillard nicht absprechen kann. Madam Branchů besonders spielt mit Natur und Grazie. — Alles Nebenwerk war vortrefflich einstudiert. Die Statisten kamen nicht paarweise angestiegen, wie eine Prozession von Schulknaben, sondern immer gruppenweise, stellten sich nie zu beiden Seiten immer auf eine und dieselbe Manier, sondern waren stets in Gruppen malerisch vertheilt. Die Gefechte bestanden nicht aus einem elenden Geklapper in der Luft, sondern schienen in der That sehr ernsthaft. Zu dem Herabklimmen ůber die Felsen håtte man gewiß in Teutschland hinter der Pappe bequeme Stufen angebracht, hier gab es nur in weiten Entfernungen, bald links bald rechts, unordentliche Absåtze, und Viele ließen sich an Seilen herab. Pråchtig war Adriens Triumphbogen mit allen seinen Umgebungen, reich und glånzend das Kostum. — Nie wurde, um einer Verwandlung willen, zwischen den Akten der Vorhang herabgelassen. — Doch eine Unschicklichkeit muß ich růgen. Eine steinerne Brůcke, auf derben Pfeilern ruhend, stůrzte zusammen, weil 20 oder 30 Menschen darůber gelaufen waren. Hier håtte man, wie auch der Dichter vorgeschrieben, eine hölzerne Brůcke hinstellen, oder, wenn es durchaus Stein seyn mußte, sie wenigstens sehr baufållig malen sollen.

Da man, um gute Plåtze zu haben, in der großen Oper sehr frůh kommen muß, so bringen viele Leute Bůcher mit, und lesen bis angefangen wird. Es versteht sich, daß die Beleuchtung so gut ist, daß man sehr bequem dabei lesen kann. In Berlin můßte man das wohl bleiben lassen, denn da gehören schon gute Augen dazu, um in den Opern die Arien nachlesen zu können.

Der Dichter Duval hat meine Hussitten sehr glůck=

glücklich zur großen Oper umgestaltet, und wenn Mehül, der sie komponiren wird, sie eben so reich mit den Schätzen seiner Phantasie ausstattet, als diesen Adrian, so kann die Wirkung nicht fehlen.

Anakreon von Cherubini ist ein langweiliges Produkt, das allenfalls den Stoff zu einem Operettchen, nicht aber zu einer großen Oper enthält. Wäre diese nicht durch allerlei Nebenwerk so prächtig aufgeputzt, es wäre kaum der Mühe werth einmal hinzugehen. — Das Urtheil des Paris, ein großes Ballet von Gerdel, ist schlecht erfunden, und eben so langweilig in seiner Art, wie der Anakreon. Der erste Akt gehört nicht zum Ganzen, denn er besteht bloß aus einem Schäferspiel, wo Paris sich mit einer Menge Mädchen recht artig neckt, und am Ende einen Löwen erlegt, der in die Heerde gefallen ist. — Als ich nach Berlin zurück kam, freute ich mich, das schon in Paris gefällte Urtheil auffallend bestättigt zu finden. Denn als man auch hier den Paris gab, machte man ad libitum, den ersten Akt zum zweiten, und den zweiten zum ersten, welches wohl der sicherste Beweis ist, daß der erste aus einem angeflickten hors d'oeuvre besteht. — Wenn werden die Balletmeister anfangen, (im Fall sie nicht selbst Dichter sind,) sich bloß auf die Ausführung einzuschränken, nicht aber mit der Erfindung sich zu befassen? — die letztere sollte stets einem guten Dichter überlassen bleiben, denn ein guter Plan zu einem Ballet ist eben so schwer zu entwerfen, als der zu einem Schauspiele, und ist im Grunde dasselbe. Weniger ist vielleicht bekannt, daß, als die Musen einst in Weimar sich niederließen, weil Eine ihrer Schwestern da regierte, (es sind nun über 30 Jahre) damals der selige Mu-

säus viele Ballette machte, die nachher vom Balletmeister kunstreich ausgeführt wurden.

Saül, ein sogenanntes Pasticcio, das heißt, eine Zusammensetzung von guten Musikstücken mehrerer Meister, machte eine vortreffliche Wirkung; besonders war ein Chor von Händel darinn, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Aber diese Chöre muß man auch hören, sie sind einzig. Abermals hatte ich Gelegenheit, die Sorgfalt für das Zusammenpassen alles Leblosen und Lebendigen auf der Bühne zu bewundern. Wie schön hier das Aufmarschiren der Truppen sich ausnimmt, das bei uns immer an eine Heerde Gänse erinnert! Allerliebst war der Tanz in Davids Triumphzug, wo die Kinder tanzend Rosen streuten. — Das Ballet, le noces de Gamache, ist ein albernes Ding; aber Don Quixote spielte sehr gut, und die Rosinante und Sancho Pansa's Eselinn waren lebendige Thiere, die den Parisern große Freude machten. — Die Caravane von Cairo von Gretry, hat mir ein wenig Langeweile gemacht. Hingegen hat mich le devin du village von Rousseau sehr interessirt. Auch das Publikum schien heute sonderbar bewegt, und ließ, was in der großen Oper sonst nie geschieht, ein Lied wiederholen. Madame Branchü ehrte das Andenken Rousseau's, indem sie mit derjenigen Einfachheit sang, die er selbst gefordert hat; der Tenorist hingegen ließ sich Schnörkel zu Schulden kommen, die fast immer, hier aber besonders unverzeihlich sind. — Semiramis, von einem jungen Komponisten, der ein Zögling des Conservatoire des musique ist, und der dieser Anstalt Ehre macht. Für das Außerwesentliche war wieder herrlich gesorgt. Der Donnerschlag, der des Ninus Grab zerschmetterte, war wahr-

haftig ein Donnerschlag; und welche Dekorationen! diese schwebenden Gärten, dieser babylonische Thurm — wie verständig war bei dem letzten die Entfernung berechnet, in der man so Etwas nur allein darstellen darf. Wenn ich dagegen an unsern feuerspeienden Berg im Labyrinth dachte! — Für einen großen Fehler halte ich es, daß Semiramis zuletzt noch einmal auf das Theater gebracht wird, um singend zu sterben. — Das Ballet, le retour de Zephyre, ist erbärmlich erfunden, und wäre in Wien unfehlbar ausgepocht worden. Hier wurde es durch einen herrlichen jungen Tänzer, Duport, erträglich gemacht, der jetzt schon Vestris übertrifft. Er besitzt unter andern eine ganz außerordentliche Stärke und Gewandtheit darinn, sich 40 oder 50mal auf einem Beine herum zu drehen; da er aber weis, daß er dann jedesmal so applaudirt wird, als ob die Bewohner der ganzen Welt ausdrücklich zum Klatschen zusammen gekommen wären, so bringt er diesen tour de force alle Augenblicke an. Die Pariser sehen sich das freilich nicht überdrüßig.

Hecube, ich habe vergessen, von welchem Meister, und das beweist schon, daß die Musik keinen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat; es kommen aber recht artige Sachen darinn vor. Die letzte Dekoration war unaussprechlich schön. Die hintere Mauer fiel stückweise ein, und nun erblickte man Troja in Flammen, und diese Flammen waren kein gewöhnliches Theaterfeuer, man sah wirklich eine brennende Stadt, die Säulengänge stürzten nach und nach zusammen, über die glühenden Ruinen trug Aeneas seinen alten Vater, mitten aus den Rauchwolken ragte das gigantische Pferd hervor. — Die Täuschung hatte den höchsten Grad erreicht. — Die

Bal-

Ballets, Telemach und Psyche, werden noch immer häufig, doch nicht mehr mit derselben Anstrengung gegeben, wie vor 13 Jahren.

Um kein Theater in Paris unbesehen zu lassen, habe ich die große Oper weniger besucht, als ich Lust hatte. Der jetzige Administrator derselben, Bonnet, wird mit beißenden Kritiken verfolgt, wie alle seine Vorgänger. Das ist nun schon einmal das Loos Aller, die Gott in seinem Zorne dazu verdammt hat, ein Theater zu dirigiren: denn da die Wenigsten wissen, wie viel Geduld, Fleiß und Kenntnisse dazu gehören, es auch nicht wissen wollen, und bey allem Tadel Jeder nur sein eigenes liebes Ich im Auge hat, so werden die ausgezeichnetesten Vorzüge übersehen, oder kühl gelobt, und die kleinsten Mängel bitter getadelt. — Bonnet giebt sich wahrlich viele ruhmwürdige Mühe. Ihm sind indessen die Hände nicht ganz ungebunden: denn er steht unter dem préfect du palais. Es ist daher kein Wunder, daß man auch hier auf den Geschmack des ersten Konsuls gern Rücksicht nimmt. Ein Beyspiel mag's beweisen. Mein Reisegefährte, der verdienstvolle Musikdirektor, Weber, aus Berlin, der so fest in Gluck's Fußstapfen tritt, hatte durch eine seiner Symphonien, welche in einem öffentlichen Konzerte aufgeführt wurde, und durch die Bescheidenheit, die sein Verdienst schmückt, die Administration der großen Oper so für sich eingenommen, daß man ihm, ganz ohne sein Zuthun, die Komposition einer Oper antrug, eine Auszeichnung, die Manchem, der sich solcher rühmt, nicht widerfahren ist. Es stieß sich nur noch an der Wahl eines guten Süjets. Ich erboth mich, einen Plan zu entwerfen; ich that es, der Zufall wollte, daß die Geschichte von Eginhard und Emma mir

pas=

passend schien, und kaum hatte die Administration die Augen auf den Titel geworfen: La fille de Charlemagne, als bei dem bloßen Namen Charlemagne sie aus guten Ursachen freudig beistimmte.

3) Die von Bonaparte reichlich und dennoch vergebens unterstützte Opera Buffa, ist sehr mittelmäßig, hat einen Tenoristen, Nasari, der gut singt, und einen Buffo, der gut spielt. Da ich kein Kenner bin, so schweige ich lieber von Madam Prinasachi. Man giebt meist alte, abgedroschene Opern; z. B. gli Artigiani, von Anfossi. Eben als ich in Paris war, wurde die ganze Entreprise auf Aktien ausgebothen, ein Nothschuß. Das Publikum interessirt sich nicht dafür. Umsonst zahlt das Gouvernement jährlich 60000 Livres, umsonst Bonaparte für seine Loge 12000 Livres, man will nun einmal keine Opera Buffa, und sie wird schwerlich Bestand haben.

4) Dagegen ist die französische komische Oper, Theatre Faydeau genannt, ein allerliebstes, mit Recht häufig besuchtes Spektakel. Der Saal mit doppeltem Säulengange ist sehr hübsch, das Orchester gut besetzt, die Dekoration recht artig, unter den Sängern Viele, die mit einem angenenehmen Gesange ein gutes Spiel verbinden, besonders gilt das von Ellerion, der die Krone dieser Bühne ist. Ich habe die Königinn von Golconda gesehen, und die allerliebste kleine Oper, St. Foix ou le Coup d'Epée, Text von Duval, Musik von Darchi, und ma tante aurore, von Longchamps, Musik von Bogeldieu; und die Soirée orageuse; und trente et quarante, (welches in Berlin, leider! ohne Musik gegeben wird,) und den Kalifen von Bagdad, wo Ellerion, wie im St. Foix, so schön spielt, daß man ihm alle Augenblicke an den Hals springen möchte; alle diese

Vor-

Vorstellungen haben mich sehr angenehm unterhalten, und, was davon auf deutschen Bühnen noch nicht bekannt seyn möchte, darf ich zum Uebersetzen empfehlen.

5) Theatre Louvois, an dessen Spitze der brave Picard, der Verfasser so manches unterhaltenden Lustspiels, steht, ist ausschließlich den Spielen der Thalia gewidmet; Melpomene erscheint hier nie. Das Haus ist ziemlich groß und artig verziert; nur scheint mir der jetzige pariser Geschmack, die Greifen überall so häufig anzubringen, nicht der beste. Man findet sie fast in den meisten Theatern. Mit sparsamer Hand vertheilt, thut diese Zierde allerdings die beabsichtigte Wirkung; aber wenn alle Logen von oben bis unten darmit bemalt sind, so verfehlt es den Zweck. — Das Theatre Louvois besitzt mehrere ausgezeichnete Talente. Picard selbst und sein Bruder sind brave komische Schauspieler. Besonders aber zeichnet sich de Vigny aus. Ich sah ihn zuerst in Le Vieillard et les jeunes gens, und war entzückt. Auch giebt es wohl wenige Lustspiele, die so zu rechter Zeit geschrieben worden sind, als dieses. Der elende Uebermuth der heutigen Jünglinge, die Alles besser wissen, ist hier treffend gezüchtigt. Uebersetzt kann das Stück nach meiner Meynung nicht werden; aber bearbeitet, würde es auch in Teutschland sehr willkommen seyn, da Teutschland eben so gut als Frankreich von Originalen dazu wimmelt. — La Suite du menteur war mir sehr gerühmt worden, erfüllte aber meine Erwartung nicht. Auch nahm mich Wunder, daß die sonst so delikaten Franzosen keinen Anstoß daran nahmen, ein honettes Frauenzimmer zu einem jungen Menschen, den es gar nicht kannte, ins Gefängniß kommen zu sehen, um sich ihm anzubiethen. Wie würde man in Teutschland

land geschrien haben, wenn ich dergleichen in Einem meiner Stücke gewagt hätte? — Die Vorstellung war nur mittelmäßig, dennoch wurden fast alle Schauspieler applaudirt, ehe sie noch den Mund aufgethan hatten, ja selbst, wenn sie zum zweiten- oder drittenmale wieder auftraten. Das gefällt mir nicht. Was soll es bedeuten? — Auffallend ist, daß la petite ville in Berlin besser gespielt wird, als hier, wo es zuerst unter den Augen des Verfassers erschien. — Mediocre et Rampane hingegen wurde vortrefflich exekutirt. Vom vieux comédien, den ganz Paris zu sehen nicht müde wird, hatte ich Mehr erwartet. Die, nach dem Urtheile der Franzosen, noch in der Kindheit liegende teutsche Bühne würde es nicht dulden, daß zwei Väter, als Narren verkleidet, sich plötzlich ihren Kindern unter die Augen stellen, um sie zu beschämen. Uebrigens hat das Stück Aehnlichkeit mit meinen Unglücklichen, welche, nach Picard's eignem Geständnisse, ihm die erste Idee dazu gegeben haben. —

Eine eigne glückliche Idee hat aber der nämliche Verfasser in dem Lustspiele, Monsieur Musard, ausgeführt. Muser, war ein mir bis dahin unbekanntes französisches Wort, und bedeutet so Viel, als immer beschäfftigt seyn, aber nie mit Dem, was man eigentlich thun sollte. Also ist Monsieur Musard ein geschäfftiger Müßiggänger, wie Lessing ihn schon vor mehr als 40 Jahren zeichnete. In Paris giebt es viele Originale zu dieser Kopie. Die erste Vorstellung wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen. Als der Vorhang fiel, stürmte Alles, was nur irgend mit Picard bekannt war, in die Foyers und Ankleidezimmer, um ihn zu sehen, zu umarmen, zu ersticken. Ob es Alle ehrlich meynten,

mag

mag Gott wissen. Es waren viele Autoren darunter. Doch sind in der That die Autoren in Paris nicht so neidisch als bei uns. — Noch bei der dritten Vorstellung mußte das Orchester ausgeräumt werden, um der herzuströmenden Menge Platz zu machen.

6) Das Theatre du Vaudeville kann bloß Franzosen interessiren: denn erstens, gleichen diese Gassenhauermelodien sich alle auf ein Haar; wer eine gehört hat, der kennt sie alle; und zweitens, treffen die epigrammatischen Spitzen ihrer Liederchen meistens Gegenstände, die nur in Paris bekannt, und auch da nur einige Tage in der Mode sind. Ich habe den Felrin gesehen, der mir Langeweile machte, und den blinden Cassander, über den ich nicht lachen konnte; doch macht Fanchon das Leyermädchen eine Ausnahme, wie auch Berquin, beide von Bouilly. Fanchon wurde durch Madame Belmont allerliebst gespielt; ich prophezeihe aber, daß unsere Unzelmann sie übertreffen werde. In dem letztgenannten Stücke (Berquin) war es Schade, daß eine Mutter auftrat, von der man Anstand und Sittsamkeit erwartete, die aber den Entresols des Palais Royal entlaufen zu seyn schien. — Der Saal ist niedlich. — Eine sonderbare Gewohnheit herrscht hier im Publikum. Kein Zipfel eines Shawls darf über die Loge herabhängen, sonst schreit sogleich das ganze Parterre: Otez le Shawl! Gehorcht die Dame nicht augenblicklich, so verdoppelt sich der Lärm, und es heißt nun: Jettez le Shawl! Und schon öfter ist die Dame gezwungen gewesen, diesem ungestümmen Verlangen nachzugeben. Thut sie es nicht, so wird so lange geschrien, bis die Polizey sich darein mischt, und die Dame in der Loge ersucht, dem Begehren des Publikums zu willfahren.

Oder

Oder man ruft auch wohl: à la porte! — Den Rücken darf man in den Logen dem Publikum auch nicht zukehren, sonst heißt es gleich: Ne tournez pas le dos, c'est vilain! — Eine Parodie des Agamemnon machte, während meines Aufenthalts, auf dieser Bühne viel Glück. Die Fehler des Stücks waren mit Witz gerügt, und mehrere Couplets sehr artig. Der Harlekin, Laporte, machte Talma's Spiel sehr gut nach. Als ich die Rosse sah, war auch gerade Mamsell Dûchesnois gegenwärtig, und sah sich selbst als Clytemnestra parodiren, machte aber gute, lachende Miene zum bösen Spiele.

Die genannten Theater sind die vornehmsten in Paris, diejenigen, zu welchen die schöne Welt ausschließlich wallfahrtet. Ich kann nicht umhin, dankbar zu erwähnen, daß sie sämmtlich gewetteifert haben, mir mündlich und schriftlich auf die schmeichelhafteste Weise den freien Eintritt in ihre Säle und zu ihren Bühnen anzutragen, und obwohl bei einem kurzen Aufenthalte eine solche Freiheit gerade als ersparte Ausgabe nicht in Betrachtung kommt, so ist sie doch ein Beweis von Achtung, der mir um so auffallender war, da ich kurz vorher in einigen Städten meines Vaterlandes, um meine eigne Stücke zu sehen, hatte bezahlen müssen.

7) Das Theatre Montansier im Palais royal führt bekanntlich nur Possen auf, und Brûnet ist allerdings ein trefflicher Possenreißer, den man schwerlich ohne Lachen sehen wird. Besonders als Jocrisse, ein Karakter, der dem italiänischen Pierrot auf ein Haar gleicht, ein tölpischer Mensch, der Alles verderbt, indem er Alles gut machen will. Jocrissen's Verzweiflung ist auch unter uns schon bekannt. Es giebt aber noch eine

ganze

ganze Menge solcher Späßchen. Heute war z. B. une heure de Jocrisse; da sollte er Jemanden einen Vogel zum Geschenke bringen, brachte ihm aber blos den leeren Käfig, weil der Vogel auf der Straße durch seine Ungeschicklichkeit davon geflogen war, und freute sich, als er höte, daß der Vogel in den Brief geflogen sey, den er dabei überreichte. Er will einen Theetopf reinigen, kann mit der Hand nicht hinein kommen, schwenkt ihn aus, schlägt ihn gegen den Tisch entzwei, und ist nur froh, daß nicht er, sondern der Tisch ihn zerbrochen hat. Ein Kleid bürstet er aus, fällt darmit auf den durch das Reinmachen des Theetopfes nassen Boden, beschmiert einen Aermel, schneidet ihn geschwind heraus, um ihn zu einem Manne zu tragen, der Flecken ausmacht, und läßt sich von diesem unterdessen einen andern Aermel leihen, der natürlich nicht zum Kleide paßt. — Von ähnlichem Gehalte sind Cricri dans son menage, und Vadé dans son grénier etc. etc. Es ist Alles gar zu gemein. Zwar ist Brünet's komisches Talent in der That groß, aber die Späßchen sind, besonders für Fremde, viel zu lokal, und mit Calembourgs so durchwebt, daß man sehr darauf geübt seyn muß, um Alles zu verstehen. — Von Fremden gehen auch meistens nur junge Leute in dieß Theater, wegen der schmiegsamen Jungfrauen, von welchen es wimmelt. — Auf solchen Bühnen ist Alles erlaubt, und die derbsten Zoten werden beklatscht. So hörte ich zum Beispiele im Huissier dégourdi unter großem Beifalle sagen: Une femme ne redoute jamais une prise de corps; und die schüchterne, schamhafte Geliebte erklärte: Qu'on peut exiger d'un époux, qu'il lui reste au moins une jambe.

8) Theatre des jeunes artistes. Ich habe da

Harlekins Geburt aus dem Eye aufführen sehen, ein Zauberspiel mit vielen Verwandlungen, Spektakel, Musik, Pantomine, Tanz, Gesang, Alles so gut, daß man in großen Städten Teutschlands gewaltig herzuströmen würde. Ein Gefecht zwischen sechs Personen, nach dem Takt der Musik, habe ich auf unseren Bühnen nie so täuschend darstellen sehen. Auch ein Kampf zu Pferde zwischen sechs Reitern, bei welchem die Pferde lustig hinten ausschlugen, und Harlekin und Pierrot mit den überhängenden Beinen fochten; ferner, feuerspeiende Drachen u. dgl., Alles so gut als in der Donaunymphe. Bewundernswürdig schnell war Harlekin in der Kunst, sich selbst zu verwandeln, besonders nahm er zweimal hintereinander die Gestalt seines Nebenbuhlers an, wobei er nicht allein alle Kleider, sondern auch sogar die schwarze Larve mit seinem eignen Gesichte wechselte, welches Alles — zumal das zweitemal — wirklich nahe an Zauberei gränzte. — Ein Tageblatt (les annales de la politesse) beklagte sich, daß auf den kleinen Theatern der teutsche Geschmack am Wunderbaren so sehr einrisse, und zu fürchten sey, daß die Vernunft des Volkes dadurch werde geschwächt werden, auch werde man endlich wohl gar die Rückwirkung (Contrecoup) auf den großen Theatern spüren: denn die Volksmeynung pflanze sich fort, wie ein elektrischer Schlag, bis in die entferntesten Glieder. So ganz unrecht mag das Blatt nicht haben.

9) Theatre de la gaiété. Ein artiges Haus, sehr geschmackvoll verziert. Statt der ewigen Greifen sieht man hier überall an den Logenberüstungen niedliche Genien mit Blumenguirlanden, die in allerlei Stellungen drapirte Vorhänge aufheben. Ich wüßte mich nicht zu

erin-

erinnern, jemals eine lachendere Verzierung gesehen zu haben. — Hier wird Madame Angot (welche das französische, so wie John Bull das englische Volk repräsentirt) auf allerlei komische Weise verarbeitet. Die Rolle wird durch eine Mannsperson dargestellt, wodurch sie oft allein lächerlich wird; z. B. Madame Angot im Serail des Großsultans. Die gemeine Pariser Fischweibersprache kann man bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Reinheit hören. Es befinden sich unter den Schauspielern einige sehr ausgezeichnete Talente im Komischen.

Eine Jungfrau von Orleans habe ich auch auf diesem Theater spielen gesehen, von der ich doch wundershalben und zur Vergleichung mit der Schillerschen einen kurzen Begriff geben will. Das Stück hebt an mit einem Aerntefest, wo Jacques d'Arc, der Vater, (bei Schiller, Thibault) mit seiner Familie nach vollbrachter Arbeit sich lustig macht. Man tanzt, man überreicht Johannen Kränze, man läßt sie die Worte lesen: à Jeanne d'Arc, la plus belle et la plus sage. Plötzlich hört man Jagdgetöse, ein wildes Schwein stürzt herzu, Alles flieht; ein junger Jäger kämpft mit dem Eber, unterliegt; Johanna fliegt herbei, tödtet den Eber, rettet den Jüngling, es ist Dünois. Allgemeine Freude. Der Gast wird ins Haus geführt, soll ruhen, kann aber nicht: denn an der Wand erblickt er Johannen's Bild. Er kniet davor, sagt ihm allerlei schöne Dinge, wird aber unvermuthet durch einen Donnerschlag unterbrochen, und eine Stimme ruft: „Ritter Dünois, entweihe „nicht durch profane Wünsche die Retterinn Frankreichs! „kehre zurück zu deinem Könige, zeige ihm den Willen „Gottes an, und bringe ihm das heilige Schwert, wel-

„ches

„ches Johannens siegreichen Arm bewaffnen soll.“ — Der Zuschauer wird in Johannens Kämmerlein versetzt, sie schlummert, ein süßer Traum schwebt auf ihrem Antlitze. Der Hintergrund öffnet sich, ein Engel, von einer leuchtenden Kugel getragen, legt ein feuriges Schwert zu Dünois Füßen nieder; Dünois nimmt es, schwört, des Himmels Geboth zu erfüllen; der Engel steigt gen Himmel, zwei andere Engelinnen aber umgeben die schlafende Johanna, und decken sie mit Fahnen; so schließt der erste Akt.

Der zweite hebt an im königlichen Palaste. Karl, Agnes, und sein Hof machen sich lustig, ohne der nahen Gefahr zu gedenken. Ein Ritter zeigt an, daß die Engländer Orleans belagern, und daß, wenn sie es erobern, Frankreich verloren sey. Große Verwirrung. Dünois kommt, und verkündet das Mittel der Rettung. Die Hofleute spotten darüber. Er läßt Johannens Bild von zwei Pagen knieend dem Könige vorhalten; der König bleibt zweifelhaft, aber plötzlich umgiebt ein feuriger Glanz das Bild, und darunter liest man die Worte: Elle vaincra; jetzt schwinden alle Zweifel. Johanna erscheint geharnischt, ihr Anblick befeuert alle Ritter, und man fliegt zum Streite.

Die Bühne verwandelt sich in das französische Lager, wo der König mit der Jungfrau anlangt, und seine muthlose Soldaten dadurch wieder aufrichtet. Er giebt ihr den Ritterschlag, und reicht ihr das Wunderschwert; da sie aber kein Degengehäng dazu hat, so hält es der liebe Gott der Mühe werth, diesem Mangel selbst abzuhelfen; ein Regenbogen erscheint, und auf dem Regenbogen ein Engel, der ihr die Schärpe bringt, ihr Sieg verkündet, doch vor der Liebe sie warnt. Dann

schlägt er an einen Baum, und ein Genius tritt heraus, der ihr das Oriflamm übergiebt. Darauf kehren Beide auf dem Regenbogen in den Himmel zurück, und man eilt in die Schlacht. — Nun erblickt der Zuschauer die Stadt Orleans, von den Engländern belagert. Talbot ordnet seine Truppen zum Sturme, die Franzosen sind zur Gegenwehr auf den Wällen bereit, die Sturmleitern werden angelegt, man stürmt, man schießt Bresche, die Wälle werden erstiegen, schon hat man sich der Fahne bemeistert, die Stadt will kapituliren. Aber die Jungfrau erscheint, der Kampf erneuert sich, die Engländer werden geschlagen, ihre Pallisaden umgestürzt, die Einwohner von Orleans strömen aus den Thoren, sinken zu den Füßen ihrer Befreierinn, überreichen ihr die Schlüssel der Stadt. Dünois ist entzückt und verliebt, auch Johanna nicht gleichgiltig dagegen, aber des Engels Warnung schreckt sie noch. Ein Thron wird errichtet, sie besteigt ihn nebst Dünois, festliche Tänze beginnen; es wird Nacht, Johanna wird auf einem Triumphwagen nach der Stadt geführt, wobei man Blumen vor ihr her streut.

Der dritte Akt zeigt einen Garten, Dünois zu Johannens Füßen, sie ist entwaffnet, hat das Wunderschwert an einen Lorbeerbaum aufgehangen, kann seinen Bitten nicht widerstehen; er schrieb mit seinem Dolche die Worte auf einen Felsen: Aimer ne peut être un crime; sie schreibt darunter: Je vou ai vu — je le crois. Sogleich wimmeln Liebesgötter um sie her, ein Altar erscheint mit der feurigen Inschrift: à l'amour et à l'hymen. Die Liebesgötter geleiten das junge Paar dahin, aber im Augenblicke des Schwurs geschieht ein Donnerschlag, die Genien fliehen, der Altar verschwindet,

det, eine Stimme ruft: „Johanna ist meyneidig, sie zittere vor des Himmels Rache.“

Ein Trompetenstoß kündigt einen Herold der Engländer an; Talbot und Chandos fodern Dünois und Johanna zum Zweikampfe. Diese nehmen ihn an, und schicken ihre Handschuhe. Die Jungfrau will sich waffnen, als sie aber nach dem Wunderschwerte greift, verwandelt sich der Lorbeerbaum in eine Bildsäule der Rache, welche das Schwert in ihrer Faust hält. Johanna ist zwar erschrocken, aber sie geht mit dem Geliebten, um zu siegen oder zu sterben.

Man erblickt den Kampfplatz zwischen Schranken und von den Zelten der Engländer umgeben. Kampfrichter, Herolde, Soldaten, nehmen Platz. Chandos und Talbot erscheinen, Dünois und Johanna lassen sich nicht lange erwarten. Man schwört, ohne Hinterlist zu kämpfen. Die Heldinn und ihr Geliebter siegen, aber — die Treulosigkeit der Engländer mußte ja doch auch in das Stück verwebt werden — ein Schuß streckt Dünois zu Boden, und Johanna wird umringt, gefangen, fortgeschleppt. — Nun schmachtet sie im Gefängnisse. Chandos erbiethet sich, sie zu retten, wenn sie ihn lieben wolle; sie weiset ihn mit Verachtung zurück. Er läßt eine schwarze Fahne bringen, auf welcher sie das Urtheil liest, daß sie als Zauberinn zum Tode verdammt sey. Sie bleibt standhaft. Man führt sie zum Scheiterhaufen. — Die letzte Dekoration stellt den Marktplatz zu Rouen dar, der Scheiterhaufen ist bereit, das Volk versammelt; Johanna besteigt muthig den Holzstoß, man zündet ihn an, aber kaum hat er sich entflammt, als eine Taube aus den Flammen aufsteigt. Das Feuer verlischt, der Scheiterhaufen verschwindet, nur eine Glo-

rie bleibt nach, in der Glorie Johanna von der Unsterblichkeit gekrönt. So steigt sie in die Wolken. An der Stelle, wo der Scheiterhaufen stand, erscheint ein Altar, im Hintergrunde ein transparenter Triumphbogen, und unter demselben die Statüe der Jungfrau, nach dem neuen Modell verfertigt, wie sie wirklich in Kurzem zu Orleans errichtet werden soll. Unter Trompeten und Paukenschall fällt der Vorhang. —

Ich habe geglaubt, es könne die Leser wohl interessiren, zwischen Schiller und Cuvelier eine Parallele zu ziehen. Freilich kann hier nur vom Plane die Rede seyn, nnd nicht von dem Zauber der Redekunst, in welchem Schiller dem Franzosen so unendlich weit überlegen ist. Man versuche es aber einmal, Schillers Jungfrau so zu skeletiren, wie ich so eben Couveliers Jeanne d'Arc skeletirt habe, und man wird finden, daß der Plan nicht weniger ebenteuerlich, oft noch weit schlechter ist. Wenigstens ist Johannens Liebe zu Dünois weit besser motivirt, als jenes alberne, plötzliche Verlieben im Moment des Kampfes.

10) Theatre de la porte St. Martin. Ein schönes, artig verziertes Haus. Vormals spielte hier die große Oper, und statt das Haus zu verkleinern, hat man es seitdem noch vergrößert, der Himmel weis, warum: denn schwerlich wird es oft sich füllen. Man giebt auch hier Spektakelstücke. Ich habe z. B. les Charbonniers de la forêt noire darauf gesehen. Die Dekorationen sind gut, die Gesellschaft gar nicht schlecht, auch singen einige Mitglieder derselben recht artig.

11) Das Theatre des petites variétés im Palais royal, ein kleines, enges Lokal, schlecht herausgeputzt. Kinder, unter welchen Einige viel Anlage verrathen, spielen

len kleine Stücke. Dann werden die Zuschauer mit Marionetten unterhalten, die recht artig sind. Aber, Himmel! welche Unanständigkeiten erlaubt man sich hier! Da zieht z. B. eine Marionette die Beinkleider aus, und zwar so, daß man alles Das, was die Beinkleider verhüllten, treulich nachgeahmt zu sehen bekommt.

12) Ambigu comique. Ein sehr geschmackloses Theater Gothische Säulen, griechische Basreliefs, neufranzösische Draperien. Drei Reihen Logen, und vor jeder derselben noch eine Gallerie. (Diese Bauart findet man in vielen Pariser Theatern, und sie scheint mir sehr zweckmäßig zu Gewinnung des Raums.) Ein sehr besuchtes Stück dieser Bühne, dem man auch in der That Reichthum der Phantasie nicht absprechen kann, ist les mines de Pologne. Die Dekorationen waren vortrefflich. Unter andern schneiete es einmal im letzten Akte so täuschend und so dicht, daß der Schnee bald die ganze Bühne bedeckte, auch auf den Schildwachen liegen blieb. Die Schauspieler sind nicht schlecht, das Ballet taugt aber Nichts. Man giebt hier eine seltsame Gattung von Schauspielen, die man Melodrama nennt, wo man nämlich in manchen Szenen ganz willkührlich die Sprechenden durch Musik unterbrechen läßt.

13) Theatre olympique. Eins der schönsten und niedlichsten Theater, wohl fast so groß als das Berliner. Durch einen Kreis von Caryatiden, die den zweiten Rang der Logen, und darüber einen Kreis von Säulen, welche die Gallerie tragen, wird das Ganze sehr geputzt. In dem nämlichen Geschmacke ist auch der große Foyer erbaut, wo oft Bälle gegeben werden. Die Gesellschaft

spielt aber höchst mittelmäßig, auch schien dieses Theater wenig besucht.

14) Theatre du marais. Recht artig, im griechischen Geschmacke, Grau in Grau gemalt. Der Saal ist nicht klein, er hat drei Reihen Logen und Gallerien. Die Schauspieler sind aber bloße Marionetten.

15) Theatre de l'école dramatique gleicht mehr einem Gesellschaftstheater, ist jedoch recht niedlich dekorirt. Die Schauspieler waren der aufgeführten Stücke, und die Zuschauer Beider würdig. Alles unter der Kritik. In der Loge, in welcher ich mich befand, waren auch einige Herren und Damen, die sich Bier bringen ließen; zu meinem Unglücke war das Bier sehr gut, es sprengte den Stöpsel aus der Flasche, und mir seinen Schaum auf die Kleider.

16) Theatre de la Cité. Ein hübsches Haus und ziemlich groß. Auch hier hielt ich einen Akt von Menschenhaß und Reue aus. Meinau's Kostum war dasselbe wie auf dem Theatre français. C'est le costume Allemand, das bleibt ausgemacht. Diese Madame Müller hatte gewiß nie Reue empfunden.

17) Theatre de Molière. Der Schauspielsaal verdient allerdings mit Moliere's Namen zu prangen. Alle Logen haben Spiegelwände, und auch die übrigen Verzierungen sind sehr geschmackvoll, die Dekorationen gut, die Kostume reich und richtig; kurz, Nichts ist schlecht als die Schauspieler und die Stücke, welche sie aufführen.

Außer diesen 17 Bühnen giebt es, wo ich nicht sehr irre, noch ein paar, die ich nicht gesehen habe, z. B. das Theatre mareaux. — Ich schließe mit einer auffallenden Bemerkung. Mehrmalen wurde in den Pariser Tageblättern, ich weis nicht mehr, auf welchem

Thea=

Theater, ein neues Stück angekündigt: Die Gerechtigkeit Alexander des Ersten; es durfte aber nie gegeben werden. Warum nicht?

Noten aus meiner Schreibtafel, Miszellen, abgerissene Bemerkungen.

Nicht überall ißt man in Paris so spät zu Mittag. In den stillen und entfernten Quartieren der Stadt haben sich noch die alten Sitten erhalten. Ein Schalk hat ausgerechnet, daß ein tüchtiger Esser in Paris den ganzen Tag essen kann. Zu diesem Behufe muß er um 9 Uhr Morgens nach der Vorstadt St. Germain fahren, wo die Employés und Kommis wohnen. Hier theilt er ein dejeuneur à la fourchette, welches diese verzehren, ehe sie in ihre Büreaus gehen. — Um 11 Uhr findet er mehrere Frühstücke in der Vorstadt St. Honoré bereit. — Von da begiebt er sich nach der Chaussée d'Autin, zu einigen jungen Herren vom guten Tone, die um 1 Uhr spazieren reiten, vorher aber Austern essen und Champagner trinken. — Nun läßt er der schönen Welt auf der Chaussée d'Autin Zeit auszuschlafen, und begiebt sich schnell au marais. Hier speisen die Familien der ancienne robe bereits zu Mittag, er setzt sich zu ihnen, und hilft, bis die Zeit herannaht, wo die Richter und Advokaten in der cité hungrig nach Hause kommen. Er eilt dahin, und verweilt daselbst, bis die ehrlichen Leute in der Vorstadt St. Germain und au marais schon wieder zu Abend essen. Schnell verschlingt er einige Bissen:

sen: denn diesesmal ist ihm die Zeit karg zugeschnitten; er muß zurück auf die Chaussée d'Autin, wo man in den besten Häusern jetzt zu Mittag speiset. Dann bleibt ihm wohl noch ein Augenblick übrig, um in irgend einem Theater sich mit Eis zu erquicken. Sobald aber der Vorhang gefallen ist, winkt ihm ein sogenannter Thee, wo, wie ich oben beschrieben habe, recht derbe Schüsseln vorkommen. — So rückt unvermerkt zwei Uhr in der Nacht heran, und natürlich flattert er nun zu einem Souper in alter Form. — Kann der Held um 4 Uhr des Morgens seinem Magen noch Etwas zumuthen, so darf man nur ins nächste Spielhaus gehen, wo um diese Zeit ein sogenanntes reveillon (ein Aufwecken) servirt wird, und so mag er dann endlich, wohlgesättigt, um 5 Uhr zu Bette gehen, um vier Stunden auszuruhen, und dann, wenn's beliebt, den Kreislauf von Vorne wieder anzufangen.

Vormals war es unschicklich, wenn eine petite maitresse in Gesellschaften zeigte, daß sie mit Appetit essen könne. Sie mußte sich immer stellen, als brauche sie höchstens, wie ein chinesischer Goldfisch, alle zwei Tage etwa frisches Wasser, um zu leben. Hatte ihr die Natur, Trotz aller Schnürbrüste, einen widerspännstigen Magen gegeben, so mußte sie sich lieber vorher zu Hause satt essen. Solcher Ziermagen bedarf es heut zu Tage nicht mehr. Die schönen, zarten Damen essen Rindfleisch und Hammelbraten, Pasteten und Trüffeln, daß es eine Lust ist, zuzusehen. Vormals nippten sie höchstens in ein Weinglas, jetzt schlürfen sie Liquers, trinken Punsch, und stürzen den Champagner hinunter. Vormals konnten sie in den engen Schuhen kaum trippeln, jetzt

rei-

reiten sie, und Einige schwimmen sogar. Kurz, die rohen Männer haben das zarte Geschlecht zu sich heruntergezogen. Ich meyne aber, unsere schöne Mütter und Großmütter hatten gar nicht Unrecht in diesem Punkte auf Ziererei zu halten, denn Götter und Frauenzimmer müssen, um sich den Respekt zu erhalten, keine sinnliche Bedürfnisse sich abmerken lassen. Die Geliebte denkt man sich immer als ein geistiges Wesen, und es thut ordentlich weh, wenn man sie mit großem Appetit essen sieht.

Seit der Revolution scheint die Einbildungskraft der Maler eine düstere Farbe angenommen zu haben. Guerin's Marcus Sextus, Davids Brutus, Gerards Belisar u. s. w. haben das schon bewiesen. Einst sah ich auch bei dem Dichter Arnault eine herrliche große Zeichnung, die einen neuen Beleg dazu liefert. Aus der stürmischen See ragt eine Reihe von Klippen hervor, kein Land in der Ferne. Auf eine der Klippen hat sich ein Mann aus dem Schiffbruch gerettet, vor ihm liegen sein Weib und sein Kind, beide todt. Für ihn selbst zeigt sich weit und breit weder Rettung noch Hilfe. Er ist nackt und bloß, doch das fühlt er in diesem gräßlichen Augenblicke nicht. Er kniet mit starrem Auge vor Weib und Kind, und hat die eine Hand auf die Frau gelegt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihr sey. Der Blick der Verzweiflung sagt nein! — Ich möchte die Zeichnung nicht in meinem Wohnzimmer hängen haben, sie erregt Grausen und Wehmuth. — Abermals ein Beweis, daß die französischen Maler gute Dichter sind; unsere teutsche Propyläisten sind bloße Künstler.

Noch

Noch ein Pröbchen aus dem Pariser Laufbericht: „Mein Herr! es ist zu ermaaßen [1]), daß Sie bei „der entdeckten Hintertrifft [2]) mich beschiedigt „und unterwickelt haben [3]), denn man anbetrau„ert [4]) mich, und ich kann meinen Argwohn nur bei „Ihnen vermitten und zukreisen [5]). Diese Ver„affterung [6]) haben Sie gut erziffert [7]); Sie kå„keln und schlazen [8]) daß man sich für Ihro Ver„heiligung [9]) vergeldern [10]) sollte; aber Ihre „franzkråtzige und lateinråudige Sprache wird „Ihnen zu Nichts helfen, auch mögen sie den Leuten „schößeln und büseln [11]) und bei den Weibern böckeln, „so viel sie wollen. Es geschähe ihnen ganz recht, wenn „man Sie wie Abelard entgeilte. Ich würde Ihnen „alles Dieses mündlich sagen, wenn ich nicht seit einigen „Tagen verhartleibet wäre."

Unter die Erfordernisse einer guten Amme scheint in Paris zu gehören, daß sie brünett sey, wenigst rühmt sich in den Tageblättern ausdrücklich eine Amme dieser Eigenschaft zu ihrer Empfehlung.

Ein Tanzmeister, der Glück machen will, muß zugleich Lektionen für den tambour de basque ankündigen.

Ein gewißer Doktor Braun wählte zu meiner Zeit einen noch unbekannten Weg, Aufmerksamkeit zu erregen. Er ließ nämlich seine ganze Lebensgeschichte, wo er studirt, herumgereiset, wer seine Lehrer gewesen u. s. w.

auf

1) vermuthen. 2) Konspiration. 3) kompromittirt. 4) kondolirt. 5) konzentrirt. 6) Verläumdung. 7) kalkulirt. 8) schwatzen. 9) Heiligsprechung. 10) verbürgen. 11) liebkosen.

auf einen großen Bogen drucken, und an allen Straßenecken anschlagen.

Trotz aller Charlatanerien scheinen aber doch die Leute ziemlich alt in Paris zu werden, denn ich habe in einem einzigen Tageblatt, unter 28 angezeigten Todesfällen, einen Mann von 95, zwei von 81, und noch fünf von 79, 76, 70, 65 und 63, also acht ziemlich alte Leute gefunden.

Viel Spaß haben mir oft die Urtheile über mich selbst in den öffentlichen Blättern gemacht, und es vergieng selten ein Tag, wo ich derer nicht zu lesen bekam. Der Eine beschwerte sich mit vieler Bitterkeit, daß ich der einzige Fremde sey, dessen Stücke die Ehre gehabt, ganz, oder nur mit sehr geringen Abänderungen, auf der französischen Bühne vorgestellt zu werden; alle Uebrige hätten nur Stoffe geliefert. — Wodurch, ruft er auf, erhalten sich diese mittelmäßigen Dramen? — durch die guten Schauspieler? — Nein, denn die nämlichen Schauspieler können ja nicht verhindern, das so viele andere weit bessere Stücke fallen? Man kommt ja doch immer wieder, um zu weinen, und sich hintendrein über Diejenigen lustig zu machen, welche geweint haben. In Parenthese gesteht er, daß Laharpe gesagt habe: Les épigrammes contre les pleurs sont d'assez mauvaise grace. — Nun, endlich, wodurch erhalten sich dann meine Stücke? — Durch ihren moralischen Zweck, (gerade Das, was man ihnen in Teutschland abspricht,) der sie von den französischen Dramen eines Diderot und Beaumarchais zu ihrem Vortheile unterscheidet.

Ich will es den Herren besser sagen: sie erhalten sich, Trotz allen ihren Fehlern, bloß durch die Wahrheit

heit der Empfindung und Darstellung. Alle Jons und Eugenien werden sie nicht verdrängen. Ein natürliches Veilchen ist am Ende doch immer Mehr werth, als eine gemachte Lilie, wäre sie auch noch so kunstreich fabrizirt.

„Wie ist es möglich," ruft ein Anderer, daß bei „unserm Leichtsinne, unserm Hange zur Fröhlichkeit, wir „seit vier oder fünf Jahren so viele Thränen in einem „schlechten teutschen Drama vergießen? Hätte man sie „alle gesammelt, die vergossenen Thränen, man hätte „die große Trockenheit dieses Jahres darmit vermindern „können." — Nun aber kommt das Merkwürdigste, die Ursache nämlich, warum Menschenhaß und Reue in Teutschland so sehr gefallen habe. „In Teutschland," fährt er fort, „war das sehr natürlich, weil vor Erschei- „nung von Menschenhaß und Reue die Sitten so außer- „ordentlich streng waren: denn was geschah, wenn ein „Frauenzimmer sich vergaß? Man heftete ihr einen Ze- „del auf die Schulter, setzte ihr eine Art von Triangel „mit Schellen und Glöcklein auf den Kopf, führte sie „so durch die Stadt, und endlich ins Zuchthaus, wo „sie, mit eisernen Kugeln an den Füßen, ein Jahr lang „die Straßen fegen mußte. Ueberdieß mußte sie alle „Sonntage in der Kirche öffentliche Buße thun." (Him- mel! was für reine Straßen und volle Kirchen würden wir haben, wenn das wahr wäre!) „Der Zweck von „Menschenhaß und Reue sey also gewesen, die Strenge „dieser Gesetze zu mildern, und darum hätten besonders „die Weiber das Stück gleich in Schutz genommen. „Das aber die Franzosen ihren Corneille, Racine, Vol- „taire, um eines teutschen Dichters willen, eine Zeitlang „vergessen hätten, das sey doch gar zu arg. Das teut-

„sche

„sche Theater liege überhaupt noch so sehr in der Kindheit,“ und s. w.

Sollte man nicht glauben, Teutschland sey von Frankreich wenigstens so weit entfernt, als der Mond von der Erde?

Es hat indessen auch in Paris Leute genug gegeben, die, eben so albern wie in Teutschland, Menschenhaß und Reue, (eins der moralischsten Schauspiele, die jemals geschrieben worden,) von Seite der Moralität angegriffen haben. Dagegen erschien während meines Aufenthalts, (wenn ich nicht irre im Courier des spectacles,) eine sehr gute Vertheidigung, die mir größtentheils aus der Seele geschrieben worden. „Giebt es wohl,“ sagt der Verfasser, „viele Weiber, die, wenn „sie aus der Vorstellung kommen, den Ehebruch als eine „unbedeutende Kleinigkeit betrachten? als eine Kleinig„keit, die weder auf das Glück des Gatten, noch auf „die gesellschaftliche Ordnung Einfluß habe? — Eula„liens Gewissensbisse, ihre Demüthigung und peinliche „Lage in Gegenwart des beleidigten Mannes, stellen ein „schauderhaftes Gemälde dar, und rächen vielleicht die „Tugend strenger, als alle Strafen und Beschimpfun„gen, welche die Völker des Alterthums mit dem Ver„brechen verknüpften.“ — Auch den Charakter des M e i n a u, (den man übertrieben findet,) nimmt der Verfasser in Schutz. „Kotzebue,“ sagt er, „will wohl „schwerlich alle beleidigte Ehemänner überreden, sich zu „Anachoreten zu machen; da hätte er Viel zu thun, be„sonders in unsrer guten Hauptstadt; aber er will zei„gen, was ein nagender Kummer über das Herz eines „braven Mannes vermag, der sein ganzes Glück in den „Besitz einer geliebten, tugendhaften Frau gesetzt hatte.

„Man klagt täglich über Sittenverderbniß in den Ehen; „gewiß sie entspringt öfter aus der Gleichgiltigkeit der „Männer, als aus dem Leichtsinne der Weiber. Das „Land, wo Meinau für einen Narren passirt, bringt „schwerlich sehr gefällige Ehemänner hervor. — Aber, „tadelt man ferner, das Süjet ist fehlerhaft, es lehrt „junge Leute, was sie nicht wissen sollen. Wenn eine „Tochter ihren Vater fragt, warum Meinau eigentlich „so traurig sey? Was kann er ihr antworten? — Der „Einwurf ist schwach. Ein Vater, der seine Tochter ins „Schauspiel führt, muß das Stück zuvor kennen; und „dann sind unsere Töchter auch gerade keine solche Ag„nesen. Ueberdieß möchte das schreckliche Gemälde der „Folgen eines Fehltrittes leicht moralischer seyn, „als die Liebeslektionen, welche sie täglich hören, „um Väter und Mütter zu betrügen. Stücke wie Heu„reusement, la Gageure, Figaro, u. s. w. sind bei „weitem gefährlicher, aber man zieht sie dennoch vor, „denn unsere Ehemänner sind artiger als Meinau."

Ich möchte wohl wissen, was sich mit Fug und Recht auf diese Bemerkungen antworten ließe?

Das nämliche Blatt enthält auch eine artige Fabel, zu Nutz und Frommen manches teutschen Kritikus. Ein Papagey entfloh aus seinem Käfige in den Wald, und meisterte dort den Gesang der Vögel. Endlich bittet man ihn, da er es so gut versteht, doch auch einmal zu singen. Da kratzte er sich im Kopfe und sagte: Meine Herren, ich pfeife wohl, aber ich singe nicht.

Die meisten cidevants sind nicht bloß arm, sondern leiden wirklich drückenden Mangel, der sie sogar zu bet-

teln

teln nöthigt. Sie haben aber gewöhnlich eine Art zu betteln, die nicht zu ihrem Vortheil einnimmt. Sie lassen sich ansagen, ein bekannter, berühmter Name öffnet ihnen sogleich die Thüre, sie treten herein, affektiren die volle Dreistigkeit ihres vormaligen Standes, lassen sich ohne Umstände am Kamin nieder, sagen dem Fremden die unverschämtesten Schmeicheleien, und schwatzen von tausend Dingen wohl eine halbe Stunde lang, ohne mit einer Silbe ihrer Noth zu gedenken. Sie haben bloß das Glück haben wollen, den Fremden kennen zu lernen, u. s. w. Endlich rücken sie heraus, anfangs verblümt, dann deutlicher, haben auch wohl ein Buch geschrieben, auf welches sie pränumerieren lassen, und den Pränumerationsschein gleich bei der Hand haben, den sie nachläßig auf den Tisch werfen, indessen sie von etwas Anderm sprechen. — Mir ist dergleichen öfter widerfahren, und ich könnte Namen nennen, die den Leser in Erstaunen setzen würden. Manche wagen es doch nicht, eine solche Rolle in Person zu spielen, sondern schreiben Briefe, die wenigstens bescheiden klingen. Ich kann mir indessen wohl vorstellen, daß Menschen, die so erzogen wurden, und so zu leben gewohnt waren, wenn sie nun einmal zum Betteln gezwungen sind, auf keine andere Art betteln können.

Speiset man unter Mannspersonen an einer großen Tafel, so kann man darauf wetten, daß unter Zwanzigen nicht Zwei seyn werden, die nicht Feldzüge mitgemacht hätten, wenn man sich gleich unter lauter Dichtern, Künstlern und Schauspielern befindet. In der Schreckenszeit war es ein Glück, wenn man Paris

verlassen und zur Armee gehen durfte, denn nur in der Armee fand man eine Freistatt. — Eben so oft trifft man, ohne es zu ahnen, auf Männer, die während der Revolution große Rollen gespielt haben, und jetzt nicht einmal den Schein davon haben mögen, wenn sie gleich als Männer von Gefühl und Ehre handelten. Da ist z. B. der brave Schauspieler des Théaters français, Michot, (der Einzige, den ich in gewißen launigten Rollen mit Iffland vergleichen möchte,) der machte zwei Feldzüge mit, wurde blessirt, dann als Kommissair des Gouvernements an den General Montesquieu mit der Ordre geschickt, Savoyen zu besetzen. Dort machte er sich bei den Einwohnern sehr beliebt, weil er menschlich war, und nicht litt, daß man die Ceremonien der Religion verspotte oder hindere. Bei seiner Zurückkunft ward er zum Deputirten, und zu verschiedenen andern Aemtern gewählt, war aber so klug, Alles auszuschlagen: denn, hätte er sie angenommen, so wäre er, als ein Freund der Girondisten, sicher mit diesen guillotinirt worden. Er behielt also bloß seinen Platz unter der Nationalgarde, und übernahm oft die Wache bei Ludwig dem XVI. Diesem erleichterte er sein Schicksal, so viel in seinen Kräften stand. Sah er sich unbeobachtet, so nahm er sogleich seinen Hut ab, nannte den König Sire und Votre Majesté. Auf sein Verlangen steckte er ihm auch den Tacitus und Gilblas zu. Der König hatte Vertrauen zu ihm und fragte Michot einigemal, was er wohl glaube, daß man mit ihm anfangen werde? — Michot tröstete ihn stets mit der Aussicht, zu seinen Verwandten nach Spanien geschickt zu werden: denn Michot selbst hielt sich überzeugt, daß man zu keinem Extrem schreiten werde. Er sagt noch jetzt mit einer Ueberzeu-

gung,

gung, die aus seinem nassen Auge spricht: „Ich bin ge„wiß, daß bei der Stelle in Ludwigs Testament, wo er „von ames sensibles spricht, er auch an mich gedacht „hat.“ — Ich beneide den braven Mann um dieses schöne Bewußtseyn.

Unter manchen andern Vorzügen, die selbst Feinde den Franzosen nicht absprechen können, ist einer der schönsten der freigebige Enthusiasmus, mit dem sie Genie und Kunst aufmuntern und belohnen. Musik, Malerei, dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst sind hier nicht, wie an den meisten Orten Teutschlands, wandernde Pilger, die blos geduldet werden, und allenfalls froh seyn mögen, wenn man sie nicht hindert, ihr Stückchen Brod mühselig zu gewinnen; sie werden geehrt, geliebt, geschätzt, man hat es der Mühe werth gehalten, Gesetze ihrentwegen zu machen; kein Nachdrucker-Raubgesindel darf sich an den Früchten des Genies vergreifen. Jeder ärntet da, wo er gesäet hat, und zwar, wenn die Aussaat anders gut war, so darf er sicher seyn, daß der Boden ihm reichlich tragen werde. Bei uns ist es umgekehrt; je besser die Aussaat, je schneller sammeln sich die Raubvögel auf allen Bäumen umher, wie auf Robinson Crusoe's Insel, und kaum hat der Säemann den Rücken gekehrt, so lagert sich die verzehrende Wolke.

Der Verfasser eines Schauspiels oder der Komponist einer Oper werden in Frankreich folgendermaßen behandelt. Jede Einnahme wird in drei Theile getheilt, und von einem Drittel erhalten sie das Siebentel. Das scheint wenig, aber — sie erhalten dieses Siebentel nicht einmal, sondern so lange sie leben, und ihre Erben noch zehn Jahre nach ihrem Tode; sie empfan-

gen es nicht blos in Paris, sondern in ganz Frankreich von jeder Bühne; nicht blos so lange das Stück noch Manuskript, sondern auch, wenn es schon längst gedruckt ist: denn kein Direktor einer Bühne darf sich unterstehen, es ohne Erlaubniß des Verfassers aufführen zu lassen. Auch vor dem schwer verpönten Nachdruck ist er ganz sicher. — Man könnte einwenden, der Autor könne doch oft hintergangen werden, da es ihm ja unmöglich sey, zu wissen, oder zu erfahren, welche Stücke man in ganz Frankreich spiele? und wie oft und wie groß die Einnahme gewesen? daß es höchst beschwerlich und kostbar seyn müsse, dergleichen Nachrichten einzuziehen u. s. w.

Für alles Das ist gesorgt. Es existirt nämlich in Paris ein Büreau, ausdrücklich zu diesem Zwecke errichtet. Hier meldet sich der Verfasser eines Schauspiels, zeigt sein Werk an, und läßt nun das Büreau für alles Uebrige sorgen. Dieses hat seine Korrespondenten und Kassierer im ganzen Lande, und berechnet dem Schriftsteller, gegen den mäßigen Abzug von zwei Prozent, seinen Antheil gewissenhaft. Da nun in Frankreich weit über hundert Schaubühnen angetroffen werden, (wenn gleich viele nur klein und unbedeutend sind) so wird es begreiflich, daß der Verfasser eines beliebten Stückes, in den ersten paar Jahren nach dessen Erscheinen, auf eine Einnahme von vierzigtausend Livres rechnen kann. Nachher nimmt es zwar ab, aber die Repertoirs der Franzosen sind weit weniger dem Wechsel unterworfen als die unsrigen, und daher bleibt dem Schriftsteller eine sichere jährliche Revenüe, die auf der allergerechtesten Basis ruht: denn ihre größere oder mindere Bedeutsamkeit hängt einzig und allein von der Güte seines Werkes

kes ab. Hatte es blos Vorzüge, die im ersten Augenblicke blendeten, so wird es selten; hat es wahren Gehalt, oft gespielt. Ein Autor, dem es gelungen, drei oder vier Stücke auf das Repertoir des Théatre français zu bringen, ist nicht allein für seine Person auf Lebenszeit anständig versorgt, sondern hinterläßt auch seinen Kindern zehn Jahre lang eine sichere Subsistenz. Welch eine ehrenvolle Pension! aber nur in Frankreich hat man Gelegenheit, sie zu verdienen.

Madame Molé, welche Menschenhaß und Reue ein wenig verbaalhornt hat, ist dadurch jetzt schon zum Besitze eines Vermögens von 60000 Livres gelangt, und noch immer wird das Stück häufig gespielt, oft in Paris allein auf verschiedenen Theatern dreimal an einem Tage. Mir, dem Verfasser, hat Menschenhaß und Reue Summa Summarum zweihundert Thaler eingetragen. — Daleyrac, der bekannte beliebte Komponist, zieht, die Hauptstadt ungerechnet, noch jetzt monatlich aus den Provinzen ungefähr 100 Louis, also jährlich über 6000 Thaler, wofür er keinen Federstrich weiter zu thun braucht. — Was soll man nach solchen Beispielen davon denken, wenn z. E. die Frankfurter einem dramatischen Schriftsteller gedruckt vorwerfen: er treibe einen enormen Handel mit seinen Stücken, weil er etwa zwölf Friedrichsd'or für eine Abschrift fodert? und — diese kaufmännisch-gesinnten Mäzene, die doch wahrlich auf ihren Komptoirs keinen Buchstaben umsonst schreiben, meynen, ein Schriftsteller müsse sich mit der Ehre, sie zu amüsiren, bezahlen, und könne übrigens, mit Frankfurter Lorbeeren gekrönt, verhungern. Doch Frankfurt ist nicht der einzige Ort, wo dem Genie Kupferpfennige, und dem Zahlenschreiber Goldstücke zugewogen werden.

Nicht blos die Schriftsteller werden in Frankreich mit solcher Achtung behandelt, auch die erste Klasse der Schauspieler erfreut sich der Hoffnung, im Alter — nicht etwa mit einer lumpigen Pension von ein paar hundert Thalern abgespeist zu werden, bei der man weder leben noch sterben, wenigstens unmöglich so gut leben kann, als man bis dahin gewohnt war — nein, in eine Art von Wohlstand, in eine bessere Lage bei reichlichern Einkünften versetzt zu werden. Das geht so zu: Das Théatre français wird von den Mitgliedern selbst dirigirt. Nach Abzug aller Kosten wird der Gewinn in 25 Theile getheilt. Die Ersten und Aeltesten haben einen ganzen Theil, Andere einen halben u. s. w. Manche werden auch blos von den Theilhabern besoldet. Wer einen ganzen Theil hat, zieht jährlich 25 bis 30,000 Livres (etwa 7 bis 8000 Thaler) aber er muß sich monatlich einen kleinen Abzug gefallen lassen, der, von Allen zusammen, jährlich 72000 Livres beträgt. Diese Summe wird zurückgelegt und verzinset. Hat nun Einer 20 Jahre gedient, so kann er sich in Ruhe setzen, wäre er auch kaum 40 Jahre alt. Dann erhält er, erstens, das während seiner Dienstzeit zurückgelegte Geld baar auf einem Brette wieder, und es beträgt alsdann eine Summe von 30,000 Livres. Zweitens wird ihm eine Benefizvorstellung auf dem großen Operntheater bewilligt, die, wenn er nur irgend beliebt ist, abermals 30,000 Livres einträgt. Drittens, empfängt er von den Theilhabern eine jährliche Pension von 2000 Livres; und endlich, viertens, eine eben so starke Pension vom Gouvernement. Ueberdieß bleibt ihm das Recht, wenn er noch jung und gesund genug ist, seinen Platz unter den Theilhabern beizubehalten, aber das geschieht selten. — So

hatte

hatte ich mir den Schauspieler La-Rive immer als einen alten Mann vorgestellt, weil ich wußte, er habe sich in Ruhe gesetzt; aber nichts Weniger. Er ist ein Mann von etwas über 40 Jahren, der, um das Leben zu genießen, ein kleines Gut, Montlignon, nahe bei dem Thale von Montmorency, gekauft, und dort eine mineralische Quelle entdeckt hat, die als sehr magenstärkend allen Leckermäulern empfohlen wird. Er will an dieser Quelle ein Dorf anlegen, und erboth sich, als ich in Paris war, für 15000 Franken, ein für allemal bezahlt, Jedem, dem es beliebe, ein allerliebstes Haus zu bauen, und einen artigen Garten zu geben. Ich habe nicht gehört, ob sein Projekt Eingang gefunden hat.

Bei allen den Vortheilen, die der französische Schauspieler genießt, hat er weit weniger Arbeit als der teutsche: denn man fodert nicht so oft neue Stücke von ihm. Hingegen muß man gestehen, daß er sich zehenmal mehr Mühe giebt, ein neues Stück gut und rund einzustudieren, Dreißig Proben werden gewöhnlich, alle mit der größten Ordnung, gehalten, (in Teutschland zwei bis drei) der Verfasser ist, wenn er will, immer gegenwärtig, Bei der letzten Probe, selbst wenn das Stück schon angekündigt ist, hat er das Recht, ein Veto von sich zu geben, und zu erklären: es geht noch nicht, es muß noch öfter probirt werden. Auch wollte ich keiner Bühne rathen, ohne Einwilligung des Verfassers, auch nur ein Wort an seinem Werke zu ändern. Lauter Beweise gegenseitiger Achtung und zarter Behandlung, von denen man in Teutschland nur da, wo der wackre Iffland an der Spitze steht, einen Begriff hat.

Der Minister des Innern, Chaptal, war bekanntlich

lich vor der Revolution ein berühmter Chemist, Apotheker zu Montpellier. Sein rühmlicher Zweck war stets, seine Wissenschaft auf die Künste und Handwerker anzuwenden. So hatte er sich bereits einen ziemlich großen Reichthum erworben. Einst, unter Robespierre's Tyrannei, brauchte man Pulver, man ließ Chaptal kommen, und sagte ihm: er müsse nothwendig so und so viel Pulver schaffen, wozu man ihm Alles geben wolle, was er bedürfe; man könne ihm aber auch nicht verhöhlen, daß dieß das einzige Mittel sey, ihn zu retten, weil er bereits als ein reicher Aristokrat denunzirt worden sey. Man gab ihm zweimal 24 Stunden Bedenkzeit. Chaptal versprach, hielt, was er versprochen hat, und erboth sich, noch weit Mehr zu liefern, wenn man ihm einen Theil am Gewinne zugestehen wolle. Das that man; er machte nun zweimal mehr Pulver, als man begehrt hatte, und wurde unermeßlich reich dabei.

Auf gleiche Weise, doch nur dem Scheine nach, machte sich Ségur sehr verdient, indem er eine Manier, das Leder auf eine englische Art zu bereiten, erfand, die unendlich weniger Zeit kostete, als die bisherige. Für den Augenblick war das eine große Hilfe: denn die Armeen hatten keine Schuhe, aber — das Leder hält nicht.

Wenigen ist wohl bekannt, woher die Benennung fiacre für Miethkutscher entstanden. Der Erfinder dieser Bequemlichkeit war 1680 ein gewißer Nikolaus Sauvage, der in der Straße St. Martin, hôtel de St. Fiacre wohnte.

Von einem schwärmerisch-liebenden Mädchen habe ich mir eine Anektode aufgezeichnet, die sich kürzlich zugetragen

getragen haben soll, und wohl die meisten Leser, wie mich, rühren wird. Sie spielte das Klavier, ihr Geliebter akkompagnirte ihr oft auf der Harfe. Er starb. Seine Harfe war in ihrem Zimmer geblieben. Aus der ersten Verzweiflung versank sie in tiefe Schwermuth, und es währte lange, ehe sie sich entschließen konnte, sich wieder an ihr Klavier zu setzen. Endlich that sie es, griff einige Akkorde, und horch! die gleichgestimmte Harfe tönte mit! Anfangs überlief ein heimlicher Schauder das gute Mädchen, aber bald empfand sie bloß eine freundliche Wehmuth. Sie war fest überzeugt, daß der Geist ihres Geliebten aus den Saiten der Harfe lispele; das Klavier war nun ihr einziger Trost: denn nur da fand sie die erfreuliche Gewißheit, daß der Geliebte noch um sie schwebe. — Einst trat Einer von den herzlosen Menschen, die Alles wissen und Alles erklären, zu ihr ins Zimmer — das Mädchen gab ihm einen Wink, still zu seyn: denn die liebe Harfe tönte gerade so vernehmlich — er erfuhr, welch' ein lieblicher Wahn sie täusche, lachte, und bewies ihr hochgelahrt aus der Experimentalphysik, daß das ganz natürlich zugehe. Von Stunde an wurde das Mädchen schwermüthig, und starb bald nachher. — O ihr wohlweise Menschen! die ihr so manchen süßen, beglückenden Wahn uns raubt, ohne etwas Tröstendes an die Stelle setzen zu können, ist es euch dann nicht möglich, eure Weisheit für euch zu behalten? müßt ihr dann durchaus dem Kitzel, mit höherer Einsicht zu prahlen, die Ruhe zufriedener Menschen opfern?

Mercier, der Verfasser des tableau de Paris, des Essighändlers u. s. w. ist durch Gutmüthigkeit und Paradoxen ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter.

Er

Er glaubt in allem Ernste, daß Newton nur ein Charlatan gewesen. Das Gesetz der Attraktion läugnet er ganz; die Schwerkraft ist, nach ihm, nur ein Druck der Luft. — Er ist noch immer ein sehr lebhafter alter Mann, der nie vor zwei Uhr Morgens schlafen geht. Acht fertige Schauspiele habe ich bei ihm im Manuskripte gesehen, von welchen auch einige vom französischen Theater angenommen, aber noch nicht gespielt worden.

Ein gewißer Texier kündigte, während meiner Anwesenheit, Vorlesungen von englischen und französischen übersetzten Stücken an, und machte den Anfang mit Sheridans Lästerschule, wobei ich gegenwärtig war. Er hatte ein sehr artiges Lokal im Sallon des étrangers gewählt, auch war die Versammlung glänzend, aber nicht zahlreich. Er liest sehr gut, wird jedoch schwerlich sein Glück auf diese Weise machen: denn theils kann der Franzose diesen treu übertragenen englischen Produkten keinen Geschmack abgewinnen, theils hat Niemand Geduld, vier Stunden lang, von 8 bis 12 Uhr Abends, vorlesen zu hören. Auch ist der Preis von einem Laubthaler eben nicht gering. In England soll Texier viel Geld mit Vorlesung französischer Stücke verdient haben. Das will ich eher glauben. In Frankreich wollt' ich ihm rathen, lieber Schauspieler zu werden: denn da seine Deklamation und sein Minenspiel in der That vortrefflich sind, so würde er einen der ersten Plätze ausfüllen können.

Anekdoten aus der Schreckenszeit hört man noch überall. Es wäre gut, wenn ein verständiger Mann sie sammelte, doch nur solche aufzeichnete, die dem Erzähler selbst begegnet sind: denn auch hier sieht es mit der historischen

storischen Glaubwürdigkeit übel aus. Ein angesehener Schriftsteller versicherte mich, er habe sich oft vergebens alle ersinnliche Mühe gegeben, Widersprüche zu heben. — Das Bonmotisiren, wenn man zur Guillotine geführt wurde, war, wie in Frankreich Alles, zur Mode geworden; ein ehrlicher Mann konnte sich gar nicht mehr dadurch auszeichnen: denn sogar die Chauffeurs wurden witzig auf dem Schaffot. — Danton's Bonmot ist gräßlich. Einer seiner Gefährten im Tode wollte ihn vor der Hinrichtung umarmen. „Laß gut seyn," sagte Danton, „unsere Köpfe kommen ja doch gleich im Sacke zusammen." (Die Köpfe wurden nämlich alle in einen Sack gesteckt.)

Bei einer fröhlichen Mahlzeit, bei welcher auch Talma gegenwärtig war, kam man nach Tische auf den Einfall, Guillotine zu spielen. Man bediente sich dazu eines Kaminschirms, den man auf- und niederfallen lassen konnte, und unter welchen man den Kopf legte, und nachher den Schirm auf den Nacken fallen ließ. Die Gesellschaft bestand zufällig größtentheils aus Girondisten, die zwei Tage nachher wirklich guillotinirt wurden.

Madam Roland war zwar am Tage ihrer Hinrichtung bekanntlich sehr standhaft, aber den Abend zuvor in einer außerordentlichen Bewegung. Madame Talma, die mit ihr eingesperrt war, erzählte mir, die Unglückliche habe die ganze Nacht auf dem Klavier gespielt, aber auf eine so fremde, schauerliche, fürchterliche Weise, daß sie den Klang nie vergessen werde. — Der kleine Platz, auf welchem die königliche Familie hingerichtet ward, (place de Louis XV.) ist

ist noch von einem einfachen hölzernen Geländer und von den Schrecken der Erinnerung umgeben.

Man nennt in Paris die Dinge so ziemlich bei ihren Namen. Nur eine gewiße Bequemlichkeit, die doch im Grunde ganz unschuldig ist, bezeichnet man durch den Ausdruck: lieu à l'angloise. Hingegen biethet ein Friseur im Palais Royal auf einem großen gedruckten Zedel nicht allein Wasser für die Eier aller Insekten an, die sich in die Haare hängen, sondern auch noch einen gewißen Essig, den er geradezu nennt, und dadurch das vielleicht noch schuldlose Mädchen die Kunst lehrt, trotz aller Ausschweifungen, seinen künftigen Bräutigam zu betrügen. Daher kommt es dann auch, daß man in einem einzigen Tageblatte sechs Ehescheidungen angezeigt findet, wobei freilich die gefällige Justiz gewöhnlich incompatibilité d'humeur et de caractère als Grund angiebt.

Auf den Straßen, und besonders im Palais-Royal, widerfährt es Einem oft, daß ein Kerl, der Broschüren, Kalender u. dgl. verkauft, Einem ins Ohr zischelt: Monsieur, volez vous jouir de la plus belle femme de Paris? — Ich weis nicht, in wie weit er sein Versprechen wahr zu machen im Stande seyn würde.

Eifersucht zeigt sich, wie man versichert, hier selten, und nur als galante Ironie. Eine Dame, die ihren Mann Nachts bei einer andern wußte, ließ dieser glücklichen Nebenbuhlerinn eine Nachtmusik bringen, und nach jeder Arie rief ein dazu bestellter Mensch mit lauter Stimme: „Diese Nachtmusik ist für Madam X, im Na„men des Herrn Y, der in diesem Augenblicke bei ihr „schläft.“

Daß

Daß man auch unter den höhern Ständen fast ohne Feigenblatt redet, mag folgende Anekdote beweisen: Ich saß eines Mittags in dem Hause eines Staatsrathes, neben einer hübschen, jungen Frau, die sich beklagte, keine Kinder zu haben. Da sie ziemlich korpulent war, so rieth ich ihr, um doch Etwas zu sagen, sie solle im Sommer eine Fußreise durch die Schweiz machen, so werde sie das überflüssige Embonpoint, und mit demselben das Hinderniß der Erfüllung ihrer Wünsche verlieren. — „Ach!" antwortete sie ganz unbefangen, „ich habe schon „Alles versucht. Man behauptet sonst auch, es sey „Nichts wirksamer, als sich eine Zeitlang vom Manne „zu trennen; ich bin deßhalb 8 Monate auf dem Lande „gewesen, eh bien, Monsieur, je n'ai rien fait!" — Das war eine Dame vom Stande, die sich übrigens sehr anständig und sittsam betrug, und auch durch die Art, mit der sie jene Worte sagte, bewies, daß sie gar nichts Unschickliches zu sagen glaubte.

Man bildet sich gewöhnlich ein, der Reisende werde auf der Gränze von Frankreich, dann wieder in allen großen Städten, durch welche er passirt, und endlich in Paris selbst, von Zollbeamten, Schildwachen, Polizeispionen, auf das strengste visitirt, ausgefragt, belauert. Ob das Letztere geschehe, weis ich nicht, daß aber das Erste und Zweite nicht geschieht, kann ich verbürgen. Von Genf bis Paris ist mir ein einzigesmal mein Paß abgefodert worden, als ich durch das kleine, felsenfeste Ecluse fuhr. Bei meiner Ankunft in Paris glaubte ich wenigstens einige Stunden auf Zollhäusern, Polizeihäusern, Packhäusern zubringen zu müssen — Nichts weniger. Ich fuhr durch die Barrieren, ohne daß sich

irgend ein Mensch um mich bekümmerte; ich nahm Platz im Wirthshause, ohne daß der Wirth mir meinen Paß abfragte. Erst am andern Tage brachte ich denselben zu unserm Gesandten, der mir einen Schein dagegen gab, damit ich diesen im Polizeibüreau gegen eine Aufenthaltskarte (permis de sejour) auswechseln sollte. Eine solche Karte hat bekanntlich den Vortheil, dem Inhaber überall, wo Etwas zu sehen ist, freien Eintritt, selbst an Tagen zn verschaffen, wo dem übrigen Publikum die Thüren verschlossen bleiben. Außerdem dient sie noch, bei Allem, was Einem etwa zustoßen könnte, sich zu legitimiren. Wer aber etwa auf diese beiden Vortheile Verzicht leisten, und den Schein seines Gesandten nicht auswechseln wollte, der könnte es auf seine Gefahr auch bleiben lassen, ohne daß Jemand darnach fragen würde. Indessen wäre das Niemanden zu rathen.

Die Aufenthaltskarte aber kann man nur erhalten, indem man persönlich auf dem Polizeibüreau erscheint, und von dieser Bedingung dispensirt weder Rang, noch Geschlecht, noch Alter: denn auch Damen und Kinder müssen sich in Person stellen, weil man da, in der Karte, vom Kopfe bis zum Fuße beschrieben wird. Das geht indessen außerordentlich schnell. Der dieses Geschäfft verwaltende Sekretär (ein höflicher Mann, und Berliner von Geburt,) überschaut und faßt die ganze Gestalt mit einem Blicke. Nicht eine halbe Minute hatte er mich angesehen, so flog seine Feder; meine Größe bestimmte er auf 1 Metre und 76 Centimetres, worinn er vermuthlich irrte: denn meinen Reisegefährten, der offenbar ein wenig größer ist als ich, machte er eben so schnell um 2 Centimetres kleiner. Dann beschrieb er mit gleicher Genauigkeit Augen, Haar, Gesichtsform u. s. w.

Wo eine nähere Bestimmung zu weitläufig seyn würde, da hilft er sich mit dem Worte moyen, (mittelmäßig); meine Stirn z. B. war moyen, meine Nase moyen, mein Mund moyen. — Alles Das geschieht gratis, mit der größten Höflichkeit und Schnelligkeit, in einem schönen, großen Saale, gewiß dem einzigen Polizeisaale in der Welt, denn er ist ringsumher mit Büsten der berühmtesten Redner und Dichter verziert.

Beim Abschied erinnert der Sekretair, daß man wenigstens 8 Tage zuvor, ehe man abreisen wolle, den Paß wieder abholen und sich um einen Reisepaß bei dem Grand juge melden müsse. Ich rathe einem jeden Reisenden, das bleiben zu lassen: denn es wird ihm eine Menge Zeit und Geld, viel Laufens und Rennens kosten, (wovon ich Beispiele weis) indessen er es weit schneller und bequemer haben kann. Der Gesandte nämlich giebt ihm einen Paß, etwa 24 Stunden vor der Abreise, den produzirt er bei dem Minister der auswärtigen Verhältnisse, Talleyrand, der seinen Namen darunter schreibt; somit ist dann Alles geschehen, und er kann den alten Paß im Polizeibüreau in Gottes Namen im Stiche lassen.

Auffallende Anzeigen aus öffentlichen Blättern. Um die Zurückgabe eines verlornen Hundes bath Einer im Namen der Menschheit. (au nom del l'humanité.) — Ein Anderer kündigt an, daß für einen homme de lettres ein Dienst, der 1600 Franken jährlich abwerfe, zu vergeben sey, bedingt sich aber zugleich von Demjenigen, der den Dienst erhalten werde, eine recompense honnête aus. Ein solches öffentliches Feilbiethen von Aemtern dünkt mich sehr empörend. — Madame Leon erbiethet sich, in einer einzigen

Si-

Sitzung von vier Stunden die Haare schwarz oder kastanienbraun zu färben, so, daß die Farbe im ganzen Leben nicht wieder abgehen werde. Es ist also in Paris selbst einem Ehemanne unmöglich, zu bestimmen, von welcher Grundfarbe das Haar seiner Frau sey.

Man gönne mir den Spaß, die jungen Pariser Elegants noch einmal vor meiner Einbildungskraft vorbeihüpfen, oder eigentlich reiten zu lassen: denn diese Menschengattung fraternisirt jetzt einzig und allein mit den Honyehms. Im Boulogner Holze wird geritten und einander zugerufen: quelle superbe bête! — wer nicht eine solche bête hat, bedeutet gar Nichts. Ein schlechter Reiter auf einem magern Gaule gilt für einen Engländer, besonders wenn er recht auswärts reitet; Sporn und Reitpeitsche werden auch, ohne zu reiten, getragen. — Ein Modejüngling grüßt Niemanden; den hübschen Weibern giebt er einen Blick, den Kammermädchen einen vertrauten Wink, den Ehemännern ein bon soir, den Gläubigern ein kleines Hutlüftchen, und dem Vater einen Händedruck. Um Glück zu machen, muß er mager und bleich aussehen, muß ein Pfeifer, Persifflirer und Mystifizirer seyn, muß Nichts verstehen, und über Alles urtheilen. Die unsittliche Mode, die Hände in die Hosenklappe zu stecken, ist endlich verschwunden, man ist bis zur Hosentasche hinübergerückt. — Alles, was ein Elegant an seinem Leibe trägt, muß zerknillt seyn, Nichts darf neu aussehen; die Strümpfe müssen herunter hängen, die Weste nachläßig zugeknöpft, keine Leinwand mehr, Hemden von Baumwollenzeug, die Beinkleider am Knie so zugeknöpft, daß das Knie schief erscheint, nur einen Ring und eine Uhr. Taback

back schnupfen ist wenig mehr Mode, rauchen desto mehr: denn das hat man bei der Armee gelernt.

Nachlese zu dem Artikel: Gesellschaften und Vergnügungen. Warum sitzt jene Dame so ängstlich an ihrer Toilette? warum zittert sie vor dem Gedanken, daß der Friseur oder die Putzmacherinn ausbleiben könnten? — Bloß um sich in ein Gewühl und Getümmel zu werfen, Knikse und Grimassen zu machen, von tausend kaum den Namen nach gekannten Personen immer das Nämliche sagen zu hören, auf den Fußspitzen stehend, einige Tänzer zu bewundern, (die nur durch leichte Verbeugungen links und rechts auf alle Lobsprüche antworten können), sich einen Augenblick zum Spiele zu setzen, Geld zu verlieren, zu gähnen, das Gedränge zu verwünschen, nach dem Thee zu seufzen, endlich davon zu schleichen, ärgerlich, daß sie nicht genug bemerkt worden, bei Tages Anbruch zu Bette zu gehen, und Mittags zu erwachen, um den nämlichen Kreislauf von Vorne wieder anzufangen.

In gewißen Häusern, die gar nicht unter die letzten gerechnet werden, ist ein großer Spieltisch in der Mitte des Salons das unentbehrlichste Hausgeräth. Wenn dieser Tisch wohl garnirt ist, gesellt auch die Frau vom Hause sich dazu, hat die Augen überall und schreit von Zeit zu Zeit: Messieurs! au Chandeliers! denn unter den Leuchter wird für die Karten so Viel abgesetzt, daß das ganze Haus mit all seinem Luxus davon unterhalten werden kann.

Die Quantität der Gäste, nicht ihre Qualität, leiht jetzt einem Zirkel Glanz. Man ladet Menschen

schen von allen Ständen ein, wenig Frauenzimmer, meistens Männer, besonders Fremde, sonst Engländer, jetzt vorzüglich Russen. Alle Zimmer sind offen und erleuchtet. Der Nachbar flüstert dem Nachbar ins Ohr. Allgemeine Theilnahme bewirkt nur dann und wann ein artiger Calembourg, der unerwartet durch die Gesellschaft blitzt. Gleich darauf wird es wieder ganz still. Ein paar junge Herren reden mit der Frau vom Hause, die Uebrigen schleichen sich hin und her, betrachten die antiken Kanapees, die griechischen Zimmer, das römische Bett, das chinesische boudoir. — Die Mystificateurs und Plaisants (vormals Spaßmacher genannt) sind noch sehr Mode, und gleichen den Lilien auf dem Felde: sie arbeiten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch. Sie setzen sich an die Tafeln der Reichen, und ihre Künste sind: Gesichter schneiden, das Geschrei von allerlei Thieren oder das Geräusch einer Säge nachmachen, die Stimme verändern, hinter einer spanischen Wand ganz allein eine Komödie spielen, sich auf allerlei Art vermummen, einen honetten Mann von der Gesellschaft zum Narren halten u. dgl. m.

Zum guten Ton gehört, alle Damen zu vernachläßigen und allein um die schönste sich herzudrängen, sie starr anzugaffen und fast zu ersticken. — Gegen 2 Uhr in der Nacht kömmt ein Tänzer par excellence, dann schreit plötzlich Alles: die Gavotte! die Gavotte! — Ein Pianoforte wird zurechtgesetzt, man bildet einen Kreis, man steigt auf die Stühle, man klatscht, der junge Mensch, der mit der Frau vom Hause tanzt, empfängt selbstgefällig die Komplimente als schuldigen Tribut. Er nimmt den Pas über Männer und Greise, präsentirt keiner Dame einen Stuhl, schwatzt von Spekta-

kel, Literatur und schönen Künsten ins Tageslicht hinein, macht durch einen Calembourg einen würdigen Gelehrten lächerlich, unterbricht das interessanteste Gespräch von soliden Dingen durch alberne Kleinigkeiten, mystifizirt, wenn es darauf ankommt, seinen eigenen Vater, rühmt sich, das neueste Stück ausgepfiffen zu haben, und was dergleichen modische Heldenthaten mehr sind. — Vom Walzen giebt er, sich selbst zuerst belachend, eine Definition: „Es ist ein vertrauter Tanz," sagt er, „der „die Amalgamation beider Tänzer erfodert, und dahin „fließt wie Oel auf einem glatten Marmor." — Erblickt er beim Souper einen jener Aepfelkuchen, den die Franzosen Charlotte nennen, so bemerkt er sehr witzig: „Ich möchte wohl der Werther dieser Charlotte seyn." — Es giebt Menschen, die sich über einen solchen aufgeblasenen Jungen ärgern können, ich selbst ärgerte mich vormals, doch schon seit langer Zeit hab' ich ein treffliches Mittel dagegen: ich denke mir nämlich, welche Rolle dieser Mensch nach 10 oder 15 Jahren spielen wird? Und dann tritt jedesmal Mitleid an die Stelle des Aergers.

Der freie Ton an öffentlichen Orten, wo alle Klassen gemischt sind, lockt natürlich eine Menge junger Leute dahin, die sich gar keinen Zwang auflegen mögen, und die finden hier ihre Schule der Höflichkeit. Madame Recamier kam einst nach Fraskati und bezahlte bei dieser Gelegenheit das Vergnügen schön zu seyn ziemlich theuer. Man litt mit ihr, wenn man sah, wie sie in der Menge herum schwamm, sich hin und her wandte, dem Erdrücken zu entrennen suchte. Man stieg auf die Stühle, um sie zu sehen, die Hälse verlängerten sich, die Letztern drängten die Vordern, und ver-

muthlich würde man den Gegenstand der lästigen Bewunderung endlich erstickt haben, wenn er nicht so klug gewesen wäre, nach einigen Minuten zu entschlüpfen.

Man glaube übrigens ja nicht, daß an solchen Orten eigentlich Vergnügen herrsche. Der Pariser stürzt sich in das Gewühl, weil die stillen Freuden der Häuslichkeit ihm fremd sind. Das Wort plaisir ist nur eine Redensart, eine façon de parler. Man hat das Vergnügen Sie zu sehen, zu hören, mit Ihnen zu sprechen, Sie sind aber Dem, der das Vergnügen hat, dennoch sehr gleichgiltig. Er hatte das Vergnügen, bei Dem oder Dem zu Mittag zu speisen, wo er gräßlich Langeweile erduldete. Sie laden ihn ein — mit großem Vergnügen sagt er, und kommt nicht. Sie fordern seinen Arm — mit vielem Vergnügen, Madame; dabei murmelt er einen Fluch zwischen den Zähnen, denn dieser Zwang ist ihm in den Tod zuwider.

Der Geschmack an den sogenannten fêtes champêtres hat sehr abgenommen, denn die Orte, wo diese ländlichen Feste gegeben wurden, vermehrten sich ins Unendliche, und lächerlich war es, wenn Einer das kleinste Stückchen Land mit ein paar Zwergbäumen besetzte, einen elenden Springbrunnen oder ein schlängelndes Pfützlein schuff, und dann ihm den Namen Isle des Venus, Jardin d'Apollon, Paphos, Elysée, Frascati, les grands Maronniers, la Chaumière Indienne u. s. w. beilegte.

Die Feuerwerke, besonders Ruggieri's sind sehr beliebt; und das beste Spektakel konnte dagegen nicht aufkommen. Von Liebhabertheatern hingegen hört man Wenig mehr. — In Ranelagh spielen die jungen Leute — so lange es die Witterung erlaubt — das jeu de

barres,

barres, und da sich immer eine Menge Damen als Zuschauerinnen einfinden, so kann man leicht denken, daß die Eitelkeit auch hier den Vorsitz führt.

Die öffentlichen Bälle, die stets mit vielem Pomp angekündigt werden, bedeuten gar Nichts. — Da ist ein Casino Venitien, eine Salle de Terpsichore u. s. w. Da wird ein grand Orchestre verkündet; da wird eine mise decente (schickliche Kleidung) zur unnachläßlichen Bedingung des Eintrittes gemacht; und wenn nun der Fremde, den großen Worten vertrauend, wohlgeputzt daher kommt, so findet er einen Haufen ungezogener Leute in Stiefeln, mit runden Hüten auf den Köpfen, und das grand Orchestre besteht aus fünf Personen, derer Einer ein Mohr ist, welcher eine längliche Trommel mit der einen Hand schlägt, und mit der andern auf einer Pfeife spielt. Zwischen den Tänzen werden Fanfaren geschmettert. Weder Natur noch Kunst leihen dem Frauenzimmer hier Reize, und Verschämtheit hab' ich nirgend angetroffen. — Ein seltsames Raffinement ist mir in mehrern dieser Tanzsäle aufgefallen. Es hat nämlich in einem Winkel ein Silhouetteur seine Bude aufgeschlagen, und silhouettirt auf der Stelle für einen mäßigen Preis. Ein Geliebter, der etwa selten Gelegenheit hat, seine Geliebte zu sehen, kann es wohl veranstalten, daß sie einen Augenblick in diese Bude schleicht, und ihm wenigstens ihren Schatten zurückläßt.

Vormals war die Erziehung in Frankreich heilsam streng, jetzt nennt man das pedantisch. Vormals wurde man an Arbeit gewöhnt, man trieb ernsthafte Studien, man lernete Mathematik, alte Sprachen, und

nebenher schöne Künste und Wissenschaften. Freilich konnte dann ein junger Mensch, der eben aus der Schule kam, nicht gleich in Gesellschaften glänzen; die Damen mußten erst nach und nach ihn abschleifen. Jetzt wird das gute Kind vor allen Dingen nicht durch Studiren ermüdet, alte Sprachen sind überflüßig, schöne Künste die Hauptsache. Die vormals gewöhnlichen Klassen sind abgeschafft, es giebt nur Cours publiques, wo auch Damen und Fremde sich zahlreich versammeln und die ersten Plätze einnehmen; die eigentlichen Zöglinge müssen hinten sitzen, wie die Kanaille bei der gerichtlichen Ceremonie in Figaro's Hochzeit. Durch das süße Geschwätz und das Liebäugeln der Damen werden die Kinder auf die Stunde vorbereitet. Endlich erscheint der galante Professor, nicht mehr ein schwerfälliger Pedant, wie vormals; er ist in allen Gesellschaften bekannt, Mitglied aller Lyzeen, artig, gewandt, kurz delizios. Man empfängt ihn mit frohem Gemurmel, und er zieht den Weihrauch, indem er gebückt durch den Saal geht, bescheiden in die Nase. Damit nun die Zöglinge lesen lernen, liest der Professor; und was? Eine Satyre von Boileau, oder einen Gesang von Gressets Vertvert, dann auch wohl ein paar Worte über einen alten Autor. Er will unterhalten, nicht unterrichten, gleitet also über alles Ernsthafte hinweg, und schließt endlich mit einer Vorlesung seiner eigenen Verse, unter gewaltigem Händeklatschen der Zuhörer. — So verfließt das Jahr und die Preise werden ausgetheilt. Das geschah vormals mit feierlichem Pomp, jetzt in einer der niedlichsten Gesellschaften. An die Preise wird wenig gedacht. Die Damen finden sich ein, weil es Konzert und Ball giebt. Auf dem letztern glänzen auch

die

die Zöglinge vorzüglich, und man prophezeiht, daß dieser oder jener bald ein großer Tänzer seyn werde.

Diese Art von Feierlichkeiten ist noch bedenklicher in den Mädchen-Pensionen. Da werden auch Schauspiele aufgeführt, wo die Mädchen die reizende Blödigkeit der Unschuld unterdrücken, um durch kühne Grazie mit den erfahrensten Frauen in der Koketterie zu wetteifern. — Vormals würde ein junges Frauenzimmer es sehr übel genommen haben, wenn man von ihm gesagt hätte: Es tanze wie auf dem Theater; jetzt ist das das einzige einer guten Tänzerinn würdige Lob.

Auch Kunstkennerinnen sind jetzt die heranwachsenden Schönen. Ein Mädchen von höchstens 15 Jahren steht vor Davids Gemälde und betrachtet den Sabiner, der splitternackend vor ihr steht, aufmerksam durch ihre Lorgnette, sie spricht von dieser Muskel, die gut pronunzirt, von jener, die es nicht sey; sie spricht von der Tibia, dem Abdomen, und Gott weis wovon sonst noch. — Da man die artige Ziererei, den Fächer vor die Augen zu halten, nicht ganz hat wollen abkommen lassen, und sie dennoch beschwerlich gefunden hat, so hat man den Ausweg ergriffen, die Lorgnette in den Fächerstäben anzubringen, wodurch Allem abgeholfen ist.

Mutter und Tochter sind jetzt ganz gleich gekleidet, dutzen sich, und wenn sie disputiren, giebt keine nach. Beide tanzen die Gavotte, singen, spielen Karten, fahren einzeln nach Haus, begehen Thorheiten, bekennen sie einander, beide befehlen im Hause; das Einzige, wodurch sie sich unterscheiden, ist: Die Mutter trägt Diamanten im Haare, und die Tochter Blumen.

Ein

Ein junger Mensch kam aus der Provinz, seine Braut zu besuchen, er fand sie allein mit einem jungen Manne, vor ihr eine Akademie (Gypsstatue), sie nahm, des Zeichnens halber, Unterricht in der Anatomie. Wir waren eben, sagt der Meister, bei den Muskeln der Lenden, jetzt wollen wir zum Abdomen übergehen, und so springt des Mädchens Einbildungskraft von Muskel zu Muskel. — Der Bräutigam fragt nach der Mutter. „O," antwortete die Braut, „das ist eine „kleine Libertine, sie hat in voriger Nacht zu viel ge„walzt." — Jetzt ersucht sie den Bräutigam, sie auf die Reitbahn zu begleiten. Dort schwingt sie sich auf den raschen Gaul und fliegt dahin im sausenden Gallop. Das gute Männchen aus der Provinz gafft ihr mit offnem Munde nach.

Von der Reitbahn geht es in die Schwimmschule (école de natation), hier begiebt sich die holde Braut in ein Kabinet, und erscheint bald darauf in einem weiten Badehemde; aber auch dieß läßt sie fallen, und steht da in Weste und Pantalons von Nankin, die sich fein glatt an den Leib anschmiegen, und so springt sie beherzt in's Wasser, — Der Bräutigam, der alle diese Reize nicht eher als am Hochzeittage zu sehen hoffte, läßt sie schwimmen, eilt nach Hause, hilft selbst anspannen, und kehrt über Hals und Kopf ohne Abschied in seine Provinz zurück.

Obige Bemerkungen rühren nicht alle von mir selbst, sondern zum Theil von einem sehr unterrichteten Beobachter her.

Die

Die neue Frömmigkeit scheint mir, wie Alles in Paris, nur eine Mode. Ich habe einem feierlichen Hochamte in der Kirche notre Dame beigewohnt, die gedrängt voll war; ich habe das Volk genau beobachtet, es gab nur wenige Andächtige darunter, fast Alle hatten ihre Schauspielgesichter mitgebracht. Die Vokal-Musik war ziemlich gut, für die große Kirche aber doch wohl nicht stark genug. Der Einlaß auf der Emporkirche kostete 5 Sous. An den Pfeilern hiengen Tafeln, auf welchen die Taxen der zu vermiethenden Stühle zu lesen waren. Bei einem Te Deum fand ich sie am theuersten, vielleicht, weil ein Te Deum gewöhnlich sehr theuer erkauft wird. Uebrigens hörte ich zum Erstenmal in Paris eine Glocke, denn dieser berühmten alten Kirche hat man eine (den sogenannten Bourdon) gelassen, die einen herrlichen Klang hat.

Ludwig XVI. und Marat, kurz, alle die ehrwürdigen und nichtswürdigen Schlachtopfer der Revolution, sind schon so ganz vergessen, daß alle meine Mühe, den Magdalenen-Kirchhof, (wo sie begraben liegen,) aufzufinden, vergebens war. Der Eine wies mich dahin, der Andere dorthin; mein Lohnlaquay wollte von gar Nichts wissen. Endlich hieß es, der Kirchhof sey an einen Schlosser verkauft, der einen Garten daraus gemacht habe. Sogleich fuhr ich zu dem Schlosser, er war nicht zu Hause; die Leute im Hause wußten nicht recht, ob die Angabe wahr sey, meynten aber auf jeden Fall, es sey in ihrem Garten keine Spur mehr von Gräbern, denn der Kalk, mit dem man die Leichen verschüttet, habe Alles verzehrt. Kurz, ich mußte wieder ab-

ziehen,

ziehen, so sehr ich auch gewünscht hätte, wenigstens auf dem Platze zu stehen, wo die Gebeine der Unglücklichen und Bösewichter unter einander gemischt ruhen. — Eine Dame versicherte mich nachher, der Platz sey nicht allein noch zu finden, sondern sogar mit drei Lilien bepflanzt; allein, der Eigenthümer, der zu sehr überlaufen worden, habe aus Furcht sein Gärtchen aller Welt verschlossen. — Daran hat er Recht gethan.

Das Boulogner-Holz, (bois de Boulogne) wo die Eisenfresser sich herumschießen, und die Elegants ihre Gäule und Cabriolets tummeln, ist eigentlich kein Holz, sondern ein Gesträuch, das durch keine Anmuth locket. Eine Menge Alleen durchkreuzen sich. Ist man einmal darinn, so mag man immer bis zu dem Schloß Bagatelle fahren, einst dem Grafen Artois gehörig, wo man auf einem kleinen Raume die niedlichste Einrichtung finden wird. Auch steht über dem Eingang: Parca sed apta. Jetzt hauset ein Traiteur darinn, der sich für den Einlaß 15 Sous, und für ein Glas schlechten Maderawein 50 Sous bezahlen läßt. Die Aussicht ist reizend, der Park sehr angenehm, obwohl verwildert. In einigen Zimmern stehen noch die alten Möbeln, die meisten Zimmer aber sind ausgeplündert. Die Eintheilung des Hauses ist sehr bemerkenswerth. Schwerlich mag es möglich seyn, auf einem so beschränkten Platze mehr Schönheit und Bequemlichkeit zu vereinigen. — Auf dem Rückwege fährt man an einem Schlosse des vormaligen Königs, Muette genannt, vorüber. Hier schlief Maria Antoinette die Nacht vor ihrer Vermählung, und sah gewiß die Zukunft nicht im Traume.

Ein

Ein teutscher Arzt ist in Paris eben nicht in einer beneidenswerthen Lage. Die Einkünfte sind gering. Man muß fordern, und dazu kann der bescheidene Teutsche sich anfangs nicht entschließen. Viele Reiche machen Banquerotte. Ueberdieß kommt eine Menge teutsches Gesindel nach Paris, in der Hoffnung, Glück zu machen, findt sich getäuscht, erkrankt durch Mangel und Kummer, wendet sich an den teutschen Arzt, und kann oft von diesem nur durch Wein und nahrhafte Speisen, die er selbst bezahlen muß, geheilt werden. Dabei soll er noch Equipage halten, die ihm jährlich gegen tausend Thaler kostet; oder doch halb so Viel, wenn er sich mit einem einspännigen Kabriolet behilft, denn die vornehmsten Leute fahren jetzt, um der Schnelligkeit willen, in Kabriolets. Freilich entsteht aber auch daraus viel Unglück, weil sie sich selbst kutschiren müssen, welches in den engen Straßen von Paris keine leichte Kunst ist.

Man klagt über die jungen Leute, daß sie Nichts wissen, und doch über Alles absprechen. Als ob das jetzt nicht überall so wäre! Niemand versteht, Niemand lernt mehr die große Kunst zu hören und zu schweigen. „Sehen Sie, sagte ein alter Franzos, da pflegte er zu sitzen, in diesem Großvaterstuhl, ich glaube ihn noch zu sehen, meinen guten Vater, er sprach Wenig, aber hörte vortrefflich. Seine Aufmerksamkeit lieh Allem, was gesprochen wurde, ein erhöhtes Interesse, seine lebhafte Augen redeten; er sah Sie nur an, und Sie mußten glauben, er habe Ihnen geantwortet. Da hängt sein Bild, nach dem Leben getroffen, man sollte meynen, er hörte noch zu. — O ich bitte Sie, ver=

blättern

blättern sie das Buch nicht, das da auf dem Kamine noch aufgeschlagen liegt, an der nämlichen Stelle, wo mein Vater zu lesen aufhörte, was er schon so oft gelesen hatte: Plutarchs Traktat, betitelt: wie man zuhören soll. Er sprach oft mit mir davon, denn mit mir brach er sein Stillschweigen, um mir das Zuhören zu empfehlen. Das lernet sich nach und nach, sagte er, und ist eben so schwer zu lernen, als gut reden. Lies auch Plutarchs Traktat: über den Kützel, immer zu sprechen; der kluge Kanzler l'Hopital schätzte diesen Traktat sehr hoch. Unsere junge Leute gleichen jenem Portikus mit 7 Stimmen, den man zu Olympias sah, sie wiederholen beständig, was sie gesagt haben, und Niemand horcht auf sie. Man möchte ihnen immer mit Aristoteles zurufen: Gott sey Dank! ich habe Beine, um euch nicht anhören zu dürfen.

Und woher diese Fehler? sie haben nicht zuhören lernen. Die Kunst zuzuhören ist der Anfang der Kunst zu gefallen. Im Sprechen zeigt man blos das Verlangen liebenswürdig zu seyn, im Zuhören ist man es wirklich. In den ersten Jahren der Revolution lebte mein Vater auf dem Lande, und alle Parteien seines Dörfchens setzten ihn auf ihre Liste unter die Zahl Derjenigen, die gut urtheilen. Keine Partei verfolgte ihn, alle ehrten sein Schweigen. Viele haben in jenen stürmischen Zeiten vom ihrem Schweigen Nutzen gezogen. — Ohne zu reden, kann man für einen großen Redner gelten, man darf nur auf gewiße Art zuhören, die Leute aufmerksam dabei ansehen, hie und da einmal mit dem Kopfe nicken; am Ende glauben die Leute, man habe ihnen gerade so geantwortet wie sie es wünschten. Eines Tages, da mein Vater auf diese Art ganz stumm

gewesen war, versicherte ihn Einer aus der Gesellschaft, es freue ihn außerordentlich zu sehen, daß er seiner Meynung sey. Giebt man den Leuten keine Antwort, so machen sie sich selber eine nach ihrem Wunsche. — Wer nicht zuzuhören versteht, sondern nur immer wiederholt, was Andere geplaudert haben, der gleicht den kleinen Eimerchen an einem Schöpfrade, die sich immerwährend anfüllen, und sogleich wieder ausleeren."

Eine Dame von Welt will zuerst gefallen, dann und wann liebenswürdig seyn, endlich Hochachtung verdienen, das Letztere nur, wenn nichts Besseres mehr zu thun ist, oder um sich auszuzeichnen, denn es giebt eine Koketterie in der Moral, wie in der Kleidung, und glücklicher Weise wird die Tugend zuweilen Mode.

Ich habe keine Zeit Sie hochzuschätzen, (sagt eine solche Dame zu einem ehrlichen Manne, der ihr lange Weile macht,) wenn Sie mir gefallen könnten, so wäre das weit schneller geschehen.

Mit dem Ehrentitel Artiste wird eine gewaltige Mäkeley getrieben. Artiste en marbre, heißt ein gewöhnlicher Steinhauer; Artiste en peinture, ein Hausanstreicher. Mousieur Joly ist der berühmteste Artiste en cheveux. Er fährt in seiner Equipage vor, hüpft herein, grüßt kaum, und scheint den Hut etwas abzunehmen, weil es ihm zu warm ist. Er tritt vor den Spiegel, mustert seinen Frack, seine lederne Beinkleider und Stiefeln; dann küßt er der Dame die Hand, läßt sich eine Schachtel bringen, zieht allerlei Haarkram heraus,

den er sentimens, souveniers u. s. w. nennt, heftet den Kram in einer Minute nachläßig an das Haupt der Dame, und — husch ist er wieder verschwunden. — Die Schuhputzerartisten, aux trois frères, passage du panorama, führen auf ihrem Schilde folgendes Motto:

O vous quis redoutez les taches et la crotte,
Amateurs de Journaux, de propreté, de vers,
Entrez ici, lisez, souffrez qu'on vous decrotte,
Et livrez à nos soins la botte et le revers.

Die Schusterartisten beweisen ihre Kunst besonders dadurch, daß sie die Schuhe so zerreißbar, als möglich, machen. Ein Nichtelegant beklagte sich gegen seinen Schuster, daß ein Paar neue Schuhe nur 14 Tage gehalten hätten. Vierzehn Tage! rief der Artist, dann waren sie gewiß nicht von mir: denn die meinigen erreichen nie ein höheres Alter, als von 8 bis 10 Tagen.

Die Wucherer zu Paris leihen auf Pfand ein Fünftheil des Werthes, ziehen die Zinsen zu 5 Prozente monatlich sogleich ab, und fodern dann noch Stecknadeln für ihre Frauen. Diese Stecknadeln bestehen nämlich in Ringen, Uhren u. dgl.

Das neue Trauerreglement gebietet der Frau, ein Jahr und 6 Wochen um ihren Mann zu trauern, dem Manne hingegen nur 6 Monate um die Frau. Den Grund dieses Gesetzes begreife ich nicht.

Das Selbststillen der Kinder war vor einigen Jahren Mode. Jetzt hat man wichtige Gründe dagegen.

gen. Viele Kinder können die Milch ihrer Mütter nicht vertragen, und befinden sich besser bei einer Amme. — Die zartnervigen Damen sind schlechte Ammen. — Die Landluft bekommt den Kindern besser. — Die Mütter verzärteln sie zu sehr. — Die Natur verlangt zwar das Selbststillen, aber wir haben nun einmal einen Grad der Zivilisation erreicht, der das Selbststillen verbiethet, wie so manches Andere, was die Natur verlangt. — Wer könnte solchen Gründen widerstehen? —

Eine Menge nachahmungswerther Einrichtungen habe ich bereits beschrieben; und wie viele, die ich nicht beschrieben habe, giebt es nicht noch. Da ist ein sejour conservatoir de santé (Gesundheitsaufenthalt) wo beide Geschlechter auf Monate, Jahre, oder Lebenszeit sich einmiethen können, entweder um der Gesundheit zu pflegen, oder aus Oekonomie, oder aus Geselligkeit, oder um sich alle häusliche Sorgen zu ersparen. Fremde von jedem Range, die sich etwa wollen operiren lassen, oder die in Gasthöfen krank werden, auch Kindbetterinnen; kurz Alle, die, entfernt von ihren Familien, Mangel an Pflege leiden, finden hier Platz. Da giebt es auch Bäder, Duschen, mineralische Wässer, Bequemlichkeit, gute Gesellschaft. Natürlich sind die Preise sehr verschieden. —

Man findet von Paris aus täglich Gelegenheit in die ganze Welt zu reisen, und fast immer wohlfeil, bequem und schnell. Ein viersitziger Wagen, in Federn hängend, geht nach Lyon in 4 Tagen; nach Marseille, Gent, Grenoble oder Chambery, in 5½, nach Turin in 9, Mailand in 11 Tagen u. s. w. Dabei liegt man noch jede Nacht stille, und schläft ordentlich aus. —

Angenehm ist es für den Fremden, daß er, wenn er irgend etwas ihm Lästiges verkaufen will, nicht nöthig hat, sich selbst darum zu bekümmern, sondern er beauftragt das Bureau des affiches, welches ihn, gegen einen sehr mäßigen Profit, dieser Mühe überhebt. Oder will er sein Eigenthum lieber an den Meistbiethenden verkaufen, so schickt er es an das sogenannte Cabinet arbitral.

Oft biethen honette Familien von gutem Tone, in den besten Quartieren von Paris, Fremden ihren Tisch an. Freilich sind es meistens herabgekommene Familien, ehemalige Adeliche, die jetzt einer solchen Beihilfe bedürfen, um sich anständig zu ernähren; aber kleinliche Vortheile suchen sie weiter nicht dabei. Ihre Tafel ist so gut als die der bessern Restaurateurs; man findet da gewählte Gesellschaft, kann sich in der Sprache üben, und den Pariser guten Ton lernen: denn man ist in solchen Häusern gleichsam zu Gaste; und gerade so behandeln sich wechselseitig die Wirthinn und der Kostgänger.

Als ich in Paris war, kündigte ein vormaliger Major eine Anstalt an, die er Propylée oder vestibule des voyageurs nannte. Hier sollte ein Jeder, der auf Reisen gehen wollte, allen ersprießlichen Unterricht dazu erhalten: nämlich, Reiserouten, Anzeigen von Merkwürdigkeiten, Zeichnungen von schönen Gegenden oder Monumenten, Bildnisse berühmter Männer und Frauen; auch sogar Empfehlungsschreiben wurden versprochen, wenn man Bürgen stelle. Ueberdieß sollte Unterricht gegeben werden in Sprachen, Geschichte, Literatur, Anthropologie, Naturgeschichte, Botanik, Oditologie (Wissenschaft des Reisens); da hatte man zu erwarten: Auszüge aus den besten Reisebeschreibungen, und aus

der

der Korrespondenz des Propylée. Endlich konnte man monatlich zwei literarischen Sitzungen und zwei Konzerten beiwohnen, das letztere, um die Musik aller Völker des Erdbodens, das erstere, um den Zustand der Litteratur und Künste in ganz Europa kennen zu lernen. Mit 12 Franken monatlich (zwei Laubthalern) konnte man auf alle diese Herrlichkeiten sich, wie man Lust hatte, als Zögling, Pensionair oder Amateur, abonniren, für die Hälfte Mehr auch Damen hinführen, um die jährlichen Preise von goldenen Medaillen konkurriren u. s. w. Der Minister des Innern hatte dem Erfinder dieser Anstalt einen aufmunternden Brief geschrieben, und es wäre allerdings zu wünschen, daß seine Propyläen besser gedeihen möchten, als die zu Makulatur gewordenen teutschen. —

Schwangere Frauenzimmer, die Lust haben, unbemerkt niederzukommen, finden dazu verschiedene Gelegenheiten, bei Aerzten und Chirurgen, die sehr häufig ihre Wohnungen, sammt allen Bequemlichkeiten, die achtungsvollste Behandlung, und ihre eigene Frauen als Hebammen anbiethen. —

Lernen kann man in Paris Alles, Jurisprudenz ausüben, und Liederchen zu einem Vaudeville drechseln, chemische Experimente und künstliche Blumen machen. Das letztere wird in wenigen Stunden zu lehren versprochen. Auch die unschätzbare Kunst, eine Sprache zu reden und zu schreiben, die Jedermann in allen Ländern versteht und liest, (pasigraphie und pasilalie) kann man bei einem gewißen St. Demaimieux für 12 Franken in ein paar Stunden erwerben. Diese Universalschrift hat nicht mehr als 12 Buchstaben und

12 Regeln; die darauf gegründete Sprache nur drei Regeln.

Die Société des observateurs de l'homme (Gesellschaft der Menschenbeobachter) drückt den Zweck ihrer Arbeiten schon durch den gewählten Titel aus. Ihr Präsident ist Fourcroy; ihr Sekretär, der durch seine Kinderschriften bekannte Jauffret. In der Sitzung, welcher ich beiwohnte, (und in der ich durch ein Diplom, welches mich zum Mitgliede ernannte, überrascht wurde,) las Jauffret eine interessante Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Wilden, wobei die zahlreiche Versammlung durch Vorzeigung der Kleidungsstücke, Waffen und Geräthschaften der Wilden sehr angenehm unterhalten wurde.

Der vormalige Schauspieler La Rive hat einen Cours de l'art dramatique angekündigt, und verspricht in 12 Sitzungen von den nöthigen Eigenschaften eines Schauspielers, der Stimme, Aussprache, dem Blicke, Gehör, Gefühl, Ausdruck, der Einbildungskraft, Inspiration, Verführung, (Seduction) (?) Würde, Wahrheit, Eifersucht, knechtischer Nachahmung und Affektation, Diktion, Deklamation, vom Muthe, (?) bösen und guten Herzen, (?) Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Schauspielkunst, den Ursachen ihres Verfalls, der Kritik u. s. w. zu handeln.

Ich glaube, vielen Bücherliebhabern einen Gefallen zu thun, indem ich beim Schlusse dieses Artikels ihnen noch die Adresse eines Buchhändlers anzeige, der auf den sonderbaren, aber sehr nützlichen Einfall gerathen ist, nichts Anders zu verkaufen, als einzelne Theile von Büchern, die etwa Diesem oder Jenem verloren gegangen sind, und, wenn man sie nicht ersetzen kann,

das

das ganze Werk unbrauchbar machen. Man findet bei ihm alle die besten französischen Schriftsteller in den mannigfaltigsten Ausgaben, und was er nicht hat, schafft er. Freilich verkauft er nicht um den gewöhnlichen Preis, das versteht sich; aber wie oft ist die Ergänzung eines Defektes einem Bücherliebhaber von großem Werthe? Der Mann heißt Cordier, und wohnt in der Straße Traversière St. Honoré, Nro. 771, neben der Straße du Hazard, im ersten Stocke, im Hofe.

Es ist in Teutschland ein großes Geschrei von der Theurung, welche in Paris herrsche. Ich habe es nicht so gefunden, sondern bin vielmehr überzeugt, man könne auf einerlei Weise wohlfeiler in Paris als in Berlin leben. Mit Petersburg ist es vollends nicht zu vergleichen. Ich habe in der besten Gegend der Stadt, im Hôtel d'Angleterre, sehr nahe beim Palais-Royal, und bei fünf oder sechs Theatern gewohnt. Meine Wohnung bestand aus einem zu heizenden Entrée, einem Gesellschaftszimmer, Kabinet zum Schlafen, Arbeitszimmer, Kabinet zum Ankleiden, einem kleinen Zimmer für den Kammerdiener, einem Entresol für Domestiken, und Holzraum; die Kamine waren von Marmor, die Fußböden mit schönen Teppichen belegt, seidene Möbeln, Pendulen, große Spiegel, artige Tapeten; und für alles Das gab ich monatlich 12 Louis (72 Thaler). — In sehr guten aber etwas entlegenen Gegenden der Stadt, kann man alles Das um ein Achtel dieses Preises haben. Doch muß ich hinzufügen, daß die Verbannung der Engländer aus Paris die Preise sehr herabgesetzt hatte. Meine Wohnung z. B. hatte noch kurz vorher 20 Louis gekostet. —

Vom Essen und Trinken habe ich bereits gesprochen. Man kann für 12 bis 16 Groschen recht gut essen, und eine halbe Bouteille Wein dabei trinken, welches man in Berlin wohl muß bleiben lassen. — Ein Kleid vom besten Tuche kann man für 25 bis 30 Thaler haben, die besten Stiefeln für 4 bis 5 Thaler u. s. w.

Auch den alten, merkwürdigen Lappen habe ich in Paris aushängen sehen, der die Tapete der Königinn Mathilde genannt wird, und von dieser Gemahlinn Wilhelms des Erobers gestickt worden ist. Schon Montfaucon hat sie in Kupferstich abbilden lassen. Sie enthält die Geschichte der Eroberung Englands, ist 800 Jahre alt, 214 Fuß lang, aber nur 18 Zoll breit. Sie befand sich vormals in der Kathedralkirche von Bayeux, wo sie an gewißen feierlichen Tagen öffentlich gezeigt wurde. Lateinische, zum Theile verloschene Inschriften sind über den Figuren zu lesen. Unmöglich konnte wohl die Königinn dieß Werk allein vollbringen, alle ihre Hofdamen müssen ihr geholfen haben. Es ist eine interessante Vorstellung, wenn man sich im Geiste 800 Jahre zurückversetzt, und den schönen weiblichen Hof um die Stickerei emsig beschäfftigt sieht. Wie manche schöne und vielgeküßte Hand, von der jetzt nicht einmal die Knochen mehr übrig sind, mag hier Nadelstiche gethan haben! —

Als in Paris angekündigt wurde, daß, aus guten Ursachen, auf Befehl des Gouvernements, dieses Denkmaal im Museum Napoleon ausgehängt, und gratis zu sehen sey, war der Zulauf ungeheuer; die Säle wurden nicht leer, und schon auf den Treppen mußte man sich drängen. Indessen ist für Denjenigen, der nicht eine

lebhafte Einbildungskraft mitbringt, Wenig daran zu sehen. Die Zeichnungen sind so, wie Kinder von 4 Jahren sie zu machen pflegen; gut, daß immer drüber steht, was sie bedeuten sollen, z. B. Hic Harold mare navigavit, oder über einem Dinge, das einer Laube ähnlich sieht, steht ecclesia (Kirche) u. s. w.

Für Liebhaber des Studiums alter Kostüme ist der Lappen doch sehr merkwürdig. Da reitet Harold mit dem Falken auf der Faust, und seine Hunde rennen vor ihm her. Er und sein Gefolge sind unbärtig, doch tragen sie Zwickelbärte. Dadurch unterscheiden sie sich von den Franken. Kleine Mäntel, gleich der griechischen Chlamys, sind auf der rechten Schulter angeheftet. Bei einem Gastmahl sieht man Trinkhörner. An den Schiffen, die alle nur einen Mast haben, sind zu beiden Seiten eine Reihe von Schilden aufgestellt, gerade wie man es auf den Gemälden im Herculanum gewahr wird. Auf den Schilden der Franzosen erblickt man bereits Embleme, eine Art von Wappen, die jedoch damals noch nicht erblich waren. Ein Zwerg (die Schrift über seinem Haupte nennt ihn Turold) verrichtet Pagendienste. Die Tafel, an welcher Wilhelm mit seinen Baronen speist, bildet einen halben Zirkel; man reicht ihm knieend zu trinken. In der Schlacht sieht man die Reiter ihre Lanzen heben, das Fußvolk seine Bogen spannen, die Schilder sind mit Pfeilen wie gespickt. Bis hieher war der Rand der Tapete mit Vögeln und allerlei Grotesken gestickt, jetzt aber ist er mit Leichnamen besäet. Auch eine Gewohnheit der Alten, z. B. auf dem Sarkophag, der die Schlacht der Amazonen gegen die Athenienser vorstellt. Ein Bischof streitet mit der Keule, vermuthlich

um kein Blut zu vergießen. Diese Schlacht, welche Wilhelm den Eroberer und seinen Stammen auf den Thron von England setzte, wurde im Jahre 1066 geliefert, und mit ihr endet auch die Tapete, doch zerrissen, und so, daß man sieht, sie sey noch länger gewesen. Kunstverständige glauben, sie sey vermuthlich bis zu Wilhelms Krönung fortgesetzt worden. — Jede Geschichte ist, wie auf den Basreliefs der Alten, durch Bäume, Häuser oder etwas Dergleichen, von der folgenden geschieden.

Unvergeßlich sollen mir die Sonntagsfrühstücke der dramatischen Autoren bleiben, zu welchen mir der Zutritt vergönnt war. Hier kommen Duval, Arnault, Andrieux, Le Gouvé und eine Menge Anderer, bald bei Diesem, bald bei Jenem zusammen, es wird à la fourchette, doch ziemlich frugal gefrühstückt, und dann liest Einer seine neueste dramatische Arbeit vor. Dieß Vorlesen geschieht aber nicht, um der Eitelkeit des Verfassers zu schmeicheln, sondern Jeder sagt ganz unverhohlen seine Meynung, die von sämmtlichen Anwesenden geprüft, bestritten, gebilligt, und vom Verfasser benutzt wird. Wahrlich, ich habe hier oft in einer Stunde mehr feine Bemerkungen und Kritiken gehört, als ich zuweilen in einem Jahrgange einer teutschen gelehrten Zeitung finde.

L**, ein 70jähriger Greis, war im Dorfe Gagny, im Departement der Seine und Oise, 25 Jahre lang Seelsorger, wurde aber, wie so viele Andere, vertrieben und deportirt. Nachdem er mehrere Jahre im Elend herumgewandert, erlaubte ihm endlich eine mildere Regierung

rung in sein Vaterland zurückzukehren. Vor Kurzem besuchte er den Maire zu Villemamble, einem Dorfe, welches in der Nachbarschaft von Gagny liegt. Da er seinem vormaligen Wohnorte so nahe war, ergriff ihn eine unwiderstehliche Begierde, seinen alten Glockenthurm wieder zu sehen. Der Maire begleitete ihn. Beim Anblicke des Dorfes in der Ferne gerieth der Greis in große Bewegung, und konnte nur, von seinem Freunde gestützt, weiter wanken. Kaum hat er aber die ersten Häuser erreicht, kaum haben einige Einwohner ihn erkannt, als ein Jubelgeschrei von Straße zu Straße läuft: unser alte Pfarrer ist wieder da! Männer und Weiber, Kinder und Greise stürzen herzu, er ist umringt, wird fast erstickt von Liebkosungen und Segenswünschen. Jeder will ihn bewirthen, der Eine zieht ihn in dieses Haus, der Andere in jenes, man bringt ihm die Kinder, die unterdessen gebohren worden; man läßt ihn nicht eher wieder fort, bis er verspricht, am nächsten Sonntage wieder zu kommen, und Messe zu lesen. Er verspricht es, er hält Wort. Zwar findet er seine geistliche Amtskleidung nicht mehr, und die vormaligen Kirchenzierrathen sind verschwunden; aber der ganze Altar ist mit Blumen geschmückt, und das ganze Dorf ist in der Kirche versammelt. Er verwaltet sein Amt mit inniger Rührung. Als er vollendet hat, wird plötzlich ein Te Deum angestimmt. Er fragt, weßwegen? — Seine Rückkunft ist es, die man feiert. Kaum kann er so viel Liebe ertragen. Er verläßt die Kirche. Eine feierliche Deputation der Gemeinde wartet seiner, ihn flehendlich zu bitten, seine Wohnung wieder zu beziehen, und seine Tage unter seinen Kindern zu beschließen. Es war nicht seine Absicht gewesen; der Greis hatte sich Ruhe gewünscht, aber wie

hätte

er solchen Bitten widerstehen können? — Man versichert mich, daß ähnliche Szenen an vielen Orten vorgefallen sind.

Den Schluß der in meiner Schreibtafel gezeichneten Bemerkungen macht eine gerechte Rüge. In den letzten Tagen meines Pariser Aufenthalts erschien ein Werk von Pigault le Brun, in zwei Bänden, le Citateur genannt, welches sehr viel Aehnlichkeit mit Voltaire's Bible enfin expliquée hat, auch vielleicht ganz daraus geschöpft worden ist; folglich enthält es die abscheulichsten Schmähungen gegen Religion und Bibel. Dazu hat sich der Verfasser ohne Bedenken genannt, der Buchhändler Barba hat es ohne Bedenken verlegt, die Zensur hat es ohne Bedenken drucken lassen, und die Polizei erlaubt ohne Bedenken, daß es öffentlich im Palais royal verkauft werde. Die gröbsten Lästerungen gegen Christus sind also in Paris erlaubt; aber es unterstehe sich Einer, auch nur eine Zeile gegen — zu schreiben, wenn er nicht etwa neugierig ist, die Ufer von Cayenne zu sehen.

Inhalt.

Das Thal von Montmorency und die Abtey St. Denis	Seite 3 bis 9
Das Kabinet der Antiken	— 10 — 17
Der Pariser Laufbericht.	— 17 — 22
Kriminal-Justiz.	— 23 — 29
Gemüthsstimmung der Pariser.	— 29 — 36
Gesellschaften und Vergnügungen	— 36 — 43
Einige große Maler und ihre Atteliers.	— 43 — 48
Sehenswürdigkeiten.	— 48 — 89
Der falsche Dauphin	— 90 — 108
Lucian Bonaparte's Gemälde-Gallerie.	— 109 — 113
Gallerie der Handschriften.	— 113 — 115
Das Taubstummen-Institut.	— 116 — 119
Theater der Franzosen.	— 120 — 151
Noten aus meiner Schreibtafel, Nachrichten, abgerissene Bemerkungen.	— 151 — 198

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804

Bd.: Zweytes Bändchen

[1804]

Bamberg, Staatsbibliothek -- Top.o.198(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11848733-9